

Polauer Tagblatt.

IV. Jahrgang

Polá, Montag, 11. Mai 1908.

Nr. 918

Druck und Verlag: Buchdruckerei Jos. Kämpf, Polá.

Verantwortlicher Redakteur: Hugo Dubel, Polá.

Fürst Eulenburg.

Es gibt im Geseze systematische Mittel, die den Menschen in den Tod hegen, ohne daß der Richter eines jener Urteile verkündet hätte, die autorisierten Mördern das Recht geben, mit einem Beile oder einem Stricke die geschändete Moral der Welt zu retten. Schriftsteller und Journalisten haben — wenn es sich um freibeitlich gesinnte Elemente handelte — jenes System seit jeher bekämpft. Herr H a r d e n, der sich stark genug fühlte, der Vorkämpfer einer stolzen Zukunft zu sein, ist im Sumpfe der Gegenwart stecken geblieben und hat sich auf die Seite jener Polizeiorgane geschlagen, die, speziell in Deutschland, mit der Amtslaterne ausgerüstet, erst dann wieder das erwünschte trauliche Dunkel eines verschwiegenen Gemachs unbehelligt hinter sich lassen, wenn die allgemeine Moral durch einen gestempelten Akt des Standesamtes erwiesen oder aber ein Corpus delicati der Art, wie sie während des letzten aufsehenerregenden Prozesses vorlagen, nicht gefunden wurde. Manchesmal kann der Zukunft in materieller Beziehung geholfen werden, wenn Miststoffe, die auf der staubigen Straße der Gegenwart liegen, nützlich angewendet werden. Es scheint, daß Herr H a r d e n zu sehr Geschäftsmann ist, als daß er es nicht verstanden hätte, die Vorteile jenes kleinen Grundstücks wahrzunehmen und auszunützen. Er war natürlich nicht so geschmacklos, das Profitchen für sich in der Art herauszuschlagen, wie ein grober Bauer Funken aus dem Steine schlägt. Nein! Deutschland drohte eine große Gefahr. Verschiedene Männer, die mit dem deutschen Kaiser persönlich in Berührung kamen, erlitten einen Rückfall in Zeiten altgriechischer Kultur. Das Reich drohte zusammenzustürzen. Kein Retter nahte. Da warf Herr H a r d e n alle Rücksicht zur Seite, und schrieb „in leisen Belichtungen schwarzer Schädlinghüchteleien“ die bekannte Geschichte vom bedrohten Staat. Nun, der Staat ist undankbar! Graf Woltke, der im Gerichtssaale weniger süßlich war, als sein Ankläger, wurde freigesprochen, ohne daß der endgültige Beweis dafür erbracht worden wäre, ob es dem Deutschen Reich mehr schade, wenn einer aus dem Grüppchen galant und zärtlich ist mit einem drallen Pferdeburshen oder wenn einer — sagen wir Herr H a r d e n — in der geschlechtlich legitimen Parfumatmosphäre eines Vouvoirs „hoffnungsgirrend“ balzt.

Seither hat sich vieles verändert. Der Geist Bismarcks ist empört von Herrn H a r d e n gewichen und nicht einmal die glorreiche Erinnerung daran, daß der Herausgeber der Zukunft ein ihm vom Kanzler angebotenes Vanille-Eis wiederholt abgelehnt habe, schützt den Chef des antihomosexuellen Departements vor dem Fluche der Lächerlichkeit, vor der berechtigten Beschuldigung, der „Zukunft“ stark geholfen, dem Staate jedoch geschadet zu haben. Aber Herr H a r d e n gibt nicht nach. Er flicht mit nervös behenden Fingern die Risse, die der Mantel seines Nimbus' erhalten hat, und es liegt etwas von Tragik darin, sehen zu müssen, wie er das Prinzip mancher Geschäftsleute: „Mit dem Konkurse beginnt manchesmal erst die Karriere“, geschickt auf das literarische Gebiet

überträgt. Die Kurse seiner Papiere sind gefallen. Aber die Liebenberger Goldmine ist noch nicht ausgeschöpft: Es ist noch einer da, der Taschentücher an die Lippen drückte, der sich schminkte und der in seiner Art das Du-Wort teilte, wie es der normale Herr H a r d e n in seiner Art vielleicht ebenso getan hat: Ebenjowenig standesgemäß! Das ist der Fürst Eulenburg, der nach dem sehr geschickt geführten Münchner Prozesse wegen Meineides vom Strafgerichte abgeurteilt werden soll wie ein gewöhnlicher Verbrecher und der, wenn sich alle diesbezüglichen Nachrichten bewahrheiten sollten, wahrscheinlich das begehen wird, was die allmählig fortschreitende Gesellschaftsmoral Japans heute schon von sich stößt: Harakiri. Ist Herr H a r d e n dieses tragische Ende eines Menschenlebens wert? Wird der Ekel, den man vor seiner Polizeinatur empfindet, vermindert werden, wenn ein widerwilliger Staatsanwalt seine Pflicht erfüllt, weil ihn Einer, an dem das preußische Detektivkorps viel verloren, dazu zwingt? Mit nichten. Alle Welt — so weit sie modern fühlt — wird sich ihr selbständiges Urteil bilden und Herrn H a r d e n von der letzten Stufe menschlicher Wertschätzung hinabstoßen.

Die Frage, ob wir heute so oder anders empfinden dürfen, soll hier nicht beantwortet werden. Aber wer sich damit beschäftigt, über die Geschichte der H a r d e nprozesse ein Urteil zu fällen, muß gewiß untersuchen, ob Liebe überhaupt auf das Staatsgetriebe einen Einfluß ausüben kann.

Es kann es! Aber wenn dem so ist, ist nicht jeder, der liebt, der Gefahr ausgesetzt, als staatsgefährliches Individuum behandelt zu werden, vorausgesetzt, daß die Logik des Herrn H a r d e n mehr ist, als die Verschleierung geschäftlicher Interessen? Ist Herr H a r d e n zu jenen Frauen, die er liebte, stets nur in Kuriositätstiefeln gegangen? War er nie „süßlich“, hat er nie jene Tollheiten der Zärtlichkeit begangen, die das ausschließliche Recht der Liebe sind, jene Tollheiten, die vom „Süßlichen“ bis zum „Weibischen“ dahinwirbeln und trotzdem nicht entmannen müssen, wie ja die Geschichte des Perikles beweist, dessen Thränen um Aspasia ihn nicht hinderten, der größte Grieche zu sein? Haben nicht andere große Männer dieses Schicksal geteilt? Und wenn dem so ist: Wer ist staatsgefährlicher, der Normale oder Anormale? Ist es beiden nicht gleich leicht, diplomatischen Künsten des Flirtes zu unterliegen? Fürwahr, wenn Herr H a r d e n auf diese Weise das Vaterland retten wollte, er müßte auch den intimen Geheimnissen schöner Fremdländerinnen nachspüren, die mit deutschen Diplomaten süßlichen Verkehr pflegen.

Warum also die Komödie? Warum, da der erste Akt mit einem veröhnlichen Effekt abschloß, mit dem moralischen Tode des Herrn H a r d e n, diese Auseinanderzerrung des Dramas? Die Zeiten Shakespear'scher Dichtung sind schon vorbei. Wir begnügen uns mit einem Toten und Herr H a r d e n sollte so viel Geschmak besitzen, das zu wissen. Daß der Fürst Eulenburg einen Meineid beging, als er jedwede Betätigung anormalen Regungen feierlich abschwor, kann man sich denken. Ein Hirsch, den der Jäger verfolgt, wird es sich wohl keinen

Augenblick überlegen, in verbotenes Gehege zu stürzen, wenn ihm dort Rettung winkt. Daß aber Herr Harden, der ja — allerdings um traurigen Preis — die Unanfechtbarkeit seiner Behauptungen bewiesen hat, auch in dieses Gehege einbricht, um seinem gebrochenen Feind den Rest zu geben, das mutet einen sonderlich an: Es gibt Personen, die von armen Teufeln Guleburgscher Art viel Geld erpressen. Nein, so ist Herr Harden nicht! Er — der gewaltige Moralist — überliefert perverse Kreaturen dem Strafgerichte und rettet dadurch das Vaterland. Daß er darüber schreibt, je nun, er ist ja Publizist und dazu da, verderbliche Grüppchen in die Luft zu sprengen. Und wenn die dummen Leute, die blöden Massen, eben deswegen blindlings in die Zukunft stürzen, je nun, wer kann dafür. Oder sollte jemand glauben, daß eine allgemein bekannte Person, ein Fürst, durch die Gasse zu Tode geschleift werde, weil die Schilderung dieser Schauer Geschichte die Abnehmer etwa so anzieht, wie selbst das trübste Licht die Eintagsfliegen?

Die Landtagswahlen.

Es verlautet mit großer Bestimmtheit, daß die Wahlen für den istrianischen Landtag im kommenden Sommer, und zwar im Juni oder Juli stattfinden werden. Diese Wahlen werden, wie versichert wird, vollständig ruhig verlaufen. Seit der Wahlreform ist jeder Nationalitätenkampf um Mandate vollständig ausgeschlossen. Sowohl den Italienern, Kroaten und Slawen als auch den einzelnen Gesellschaftsklassen ist der entsprechende Wirkungskreis gesetzlich zugewiesen. Auch die Kämpfe der politischen Parteien innerhalb der Nationalitätsgruppen sind fast ausgeschlossen, weil die Wahlen nach einem Parteikompromiß vollzogen werden. Wenn diese Friedensstimmung auch weiterhin anhält, dürfte die Voraussage, daß die künftigen Landtagsessionen im Zeichen friedlicher Kulturarbeit stehen werden, in Erfüllung gehen. Und wohl jeder wünscht, daß dem so werde: Istrien hat viel Kulturarbeit notwendig!

Personalveränderungen im Justizdienste.

Wie verlautet, dürften im Personalstande des hiesigen Bezirksgerichtes demnächst Veränderungen vorgenommen werden. Landesgerichtsrat Herr Cova dürfte zum Nachfolger des Rovigneseer Kreisgerichtspräsidenten, der zum Triester Oberlandesgerichte berufen wurde, ernannt werden. Seitens des hiesigen Bezirksgerichtes dürfte Landesgerichtsrat Milost werden, der seinerzeit mit der Untersuchung der Lorenzetto-Affäre betraut wurde. — Dr. Frangipani, der sich in Disziplinaruntersuchung befand, wird jedenfalls schon in der nächsten Zeit von seinem Amte scheiden und einen Zivilberuf wählen. Man spricht mit großer Bestimmtheit davon, daß Doktor Frangipani Leiter einer der städtischen Behörden werden solle. — Die Pensionierung des Landesgerichtsrates Prinz, der nun schon seit Jahr und Tag die Gage bezieht, ohne dafür etwas leisten zu können, soll vollzogen werden.

Sür die elegante Frau.

Auf dem großartigen, an Novitäten überreichen Schauplatz der Mode fällt unter anderen am meisten das jetzt so sehr bevorzugte Brinzekleid in allen erdenklichen Variationen auf.

Es kleidet in seiner vornehmen, graziösen Schlantheit — mit den weich herabfließenden Falten jede Frauengestalt sehr vorteilhaft — besonders wenn es Kunstfiness und Geschmack zu wahren Meisterwerken aus der Empire- und Directoirezeit oder dem klassischen Altertum gestalten!

Auch die Unterkleidung der modernen Frau hat sich wesentlich geändert. Die rauschenden Seidenjupons müssen allmählich dem weichen, schmiegsamen Seidentrikot weichen. Dafür ist schimmernde Libertyseide und feinstes Battist zu wunderbar schöner und kostbarer Reformunterkleidung verwendet. Diese Rückkehr der launischen Mode zum guten Geschmack und wirklichen Schönheitsfiness — der in den edlen, einfachen Linien der Antike liegt — ist von der Damenwelt mit Freude willkommen geheißen und aufgenommen!

An Stoffen und Farben gibt es kaum eine reichere Auswahl als jetzt — und die bizarrste, gewagteste Farbkombination gilt gerade als eleganteste und modernste. Darunter das Passendste und Schönste zu finden — ist nun Sache der Damen — die mit originellem Finessfiness für ihre Individualität stets das Richtige wählen!

Gedichte.

Bange Frage.

Du fragst, warum ich stets so schweigsam bin?
Ich seh' Dich an und fühl' mein Herz erbeben
In Glück und Furcht zugleich! Sie ist's allein,
Die meiner Sehnsucht wilde Glut bezähmt —
Die meine Kraft in enge Fesseln schlug.
Ich sehe Dich so königlich und schön,
So rein, wie eine morgenfrische Blüte
Im leuchten Glanz der Jugend vor mir stehn.
Des heißen Südens äpp'ger Frauenflor
Scheint mir ein Trost von Slavinnen zu sein,
Den die Natur zu deinen Füßen kannte,
Wie sie die Blümchen um die Rose streut.
Und sieh, ich liebe Dich! Ich möcht' entzückt
All diese Pracht auf Er'g als mein umfassen,
Von dieser Lippen holdem Purpurglanz
Der alten Götter süßen Nektar trinken;
Möcht' dann, entflammt in sel'ger Raserei,
Um Deine Stirn das edle Diadem
Verklär'nder Frauenwürde jauchzend schlingen —
Ein Mensch und Gott zugleich!

Bin ich so viel,
Daß ich so hohe Wünsche hegen darf?
Der Zweifel ist's, der meinen Sinn bewegt
Und quäl'nde Furcht in meine Seele schleudert.
Der Traum ist lähn, doch nur ein Kind der Hoffnung.
Er ist ein Gott, der jeglichen Gedanken
Zu seinem Sklaven lächelnd niederzwingt;
Ins Leben aber tritt er scheu hinaus,
Denn wie der Tropfen oft, der demantell
Sich auf den duft'gen Mund der Knospe sentte,
Verwandelt wird zu tödlichem Kristall,
Verwandelt sich des Herzens frommes Wünsch
In Qual und Tod, wenn auf der Träume Blüten
Der Tau im Lebensfrost zu Eis erstarrt!

Run denn: Du bist das Leben, teures Weib —
Willst Du Dich hold zu meinen Träumen neigen?

H.

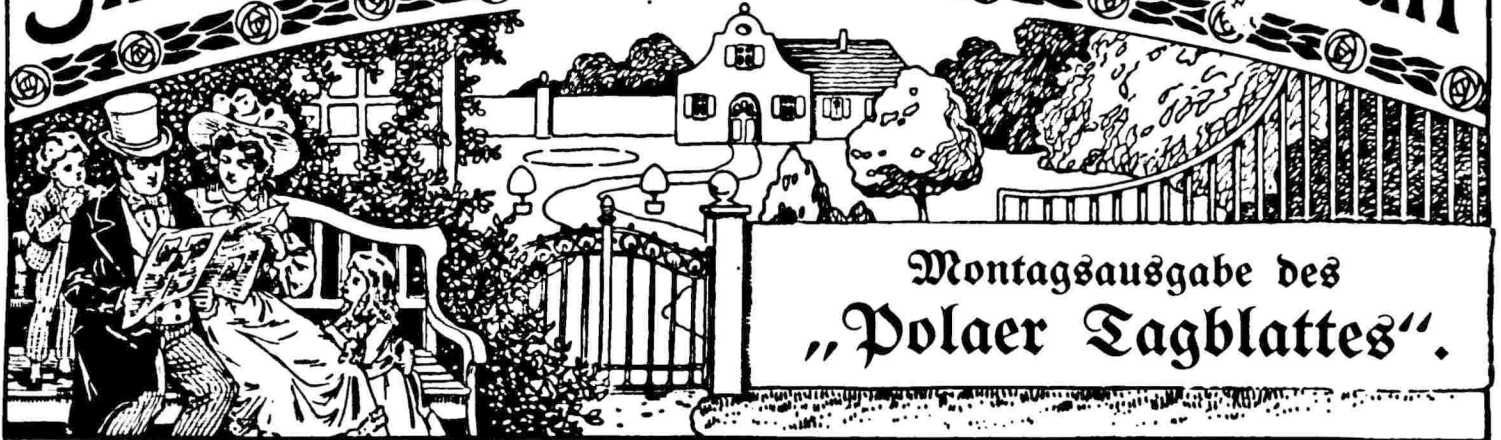
Am Strande.

A. G.

Mir entgegen braust des Meeres Sang,
Stolze Bogen branden schaumgekrönt.
O wie innig hat mein Herz und bang
Diesen Tag am freien Strand ersehnt.

Fern von allem, was mich drückt und kränkt,
Fern den Menschen und dem Stadtgewühl!
Meine Brust durchzittert und umfängt
Nur ein starkes, reines Glücksgewühl.

Illustriertes Unterhaltungs-Blatt



Schloß Falkenhorst.

Roman von Ludwig Blümde. (Fortsetzung.)

5.

Graf Kalkstein, Wilhelms Gönner, gab wieder einmal einen seiner tollen Herrenabende; dazu waren auch Oberleutnant Winkler und Leutnant von Falkenhorst geladen.

Wilhelm hätte gern einen Vorwand gehabt, fern bleiben zu dürfen, aber er fand keinen solchen und war es dem alten Offizier, der es so gut mit ihm vorhatte, ja auch schuldig, zu kommen. Gerade dort mit Ferdinand und dessen Kameraden zusammen zutreffen, war ihm äußerst peinlich. Auch der Forstassessor, dieser widerlich-süßliche Mensch, sollte geladen sein.

Das Gelage fand in einem herrlichen, mit fürstlicher Eleganz ausgestatteten Marmorsaal des Kalksteinschen Jagdschlusses statt. Dieses lag wenige Minuten von der Residenz entfernt, mitten in einem alten Tannenwald.

Wilhelm, den sein Dienst am rechtzeitigen Erscheinen verhinderte, war ganz geblendet von all dem märchenhaften Glanz und Pomp, in den ihn ein Diener geleitete. Wohl dreißig fröhliche Becher, größtenteils Kavallerieoffiziere, saßen da in gehobener

Stimmung an der Tafel und beachteten den späten Ankömmling nicht weiter. — Graf Alex, der affektierte und von niemand sonderlich geachtete Sohn des jovialen Gastgebers, empfing den bürgerlichen, armen Offizier mit einiger Herablassung und wies ihm, zu dessen größtem Bedauern, einen Platz in Ferdinands unmittelbarer Nähe an. — Dieser schien den alten Freund gar nicht mehr zu kennen; er verbeugte sich steif und setzte die Reitergeschichte, die er soeben seinem Nachbarn erzählt, fort.

Erst als Graf Kalkstein Wilhelm kräftig zugetrunken und mehrmals durch seine übertrieben witzigen Anreden ausgezeichnet, würdigte man ihn, wie er es zu verlangen berechtigt war.

Nachdem dann bei frohem Sang und lautem Becherklang die Mitternacht herangerückt war, vergaß auch Ferdinand in seiner Weinlaune allen Groß und sprach mit Wilhelm, als wäre gar nichts weiter vorgefallen. Er nahm ihn sogar freundschaftlich am Arm und führte ihn, um ungestört mit ihm plaudern zu können, an ein etwas abseits in einer Nische stehendes Tischchen. Beide schienen anfänglich eifrig bemüht, den Gegenstand ihres Zwistes mit keinem Wort zu berühren. Doch der schwere Wein hatte ihre Zungen gelöst und ihre Sinne verwirrt; auch der starke, solide Wilhelm war den Ansprüchen, die Graf Kalkstein an seine Zechgenossen stellte, nicht gewachsen. Konnte ihn auch niemand als trunken bezeichnen, so sprach doch die Wirkung des Rebengeistes deutlich aus seinen hastigen, ungewöhnlich lebhaften Worten.

Nun kam taumelnd Graf Alex an ihnen vorüber und lachte, während er stieren Blicks die beiden Freunde anglotzte: „Ah, also wieder gut! So ist's richtig! Teilt euch nur in ihre Gunst!“ „Was meint er damit?“ brauste Ferdinand auf, während eine dunkle Glut in sein Gesicht schoß.

Lachend erwiderte Wilhelm: „Natürlich redet er von der Gräfin.“

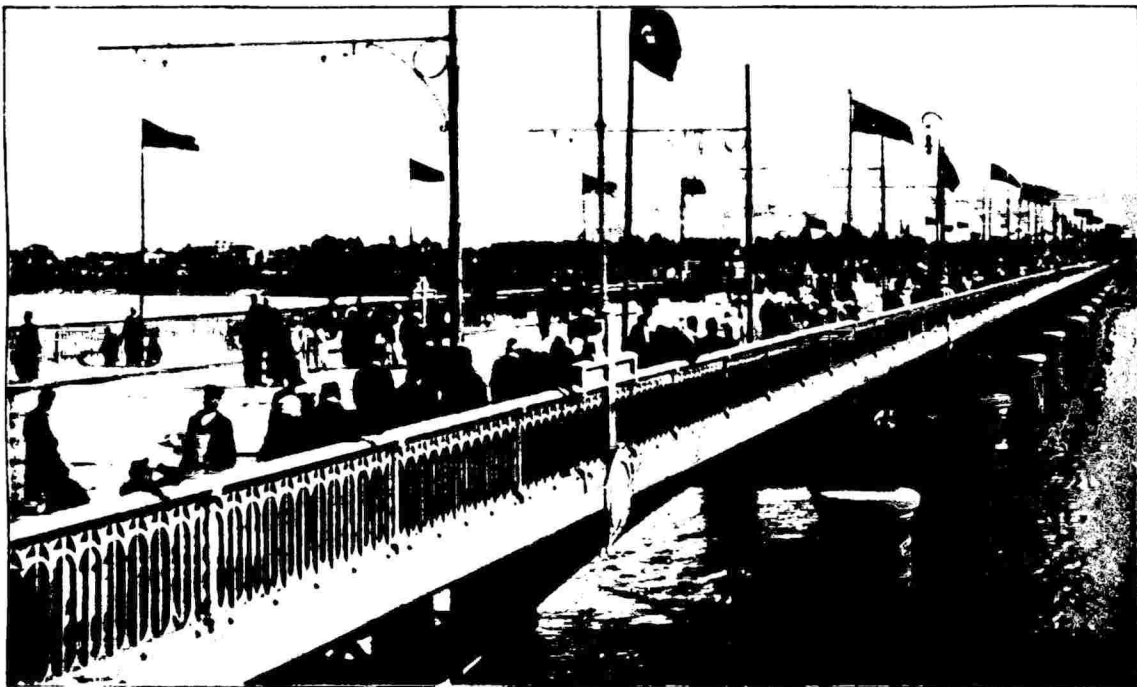
„Von meiner Braut, der Gräfin Ritenburg?“

„Aber Ferdinand, soweit ist es doch noch nicht. Deine Braut?“

„Ja, wahrhaftig! Und nun sage mir hier unter vier Augen, warum du die Frau, die ich vergöttere, so hassest. Ist alles etwa nur Eifersucht?“

„Junge, sei ehrlich! Sei ehrlich um unserer alten Freundschaft willen. Ich kann das nach deinem Betragen bei unsrer letzten Begegnung verlangen.“

Da antwortete Wilhelm, lauter als er es beabsichtigte: „Gut denn, ich werde dir ehrlich meine Meinung sagen, wie du es verlangst. Ich verachte jenes Weib, weil ich genau weiß, daß sie ein durchaus falsches Wesen ist, weil sie meines liebsten Freundes Herz umgarnt und ihn zu einem Wortbrüchigen gemacht hat. Ja, ich halte sie für eine Kofette, deine Gräfin Ritenburg!“



Einweihung der neuen Eisenbrücke bei Rairo. Phot. Charles Trampus. (Mit Text.)

„Gut denn, ich werde dir ehrlich meine Meinung sagen, wie du es verlangst. Ich verachte jenes Weib, weil ich genau weiß, daß sie ein durchaus falsches Wesen ist, weil sie meines liebsten Freundes Herz umgarnt und ihn zu einem Wortbrüchigen gemacht hat. Ja, ich halte sie für eine Kofette, deine Gräfin Ritenburg!“

Da wich alles Blut aus Ferdinands eben noch so glühendem Antlitz. Töblicher Haß loderte in seinen Augen, wie er von seinem Sitz emporstürzte und die Kränze ballte, als wollte er alles zerschlagen, was ihn umgab. Was er da erwiderte, waren unverständliche, heisere Laute.

Einige der zunächst sitzenden Offiziere mußten Wilhelms Worte verstanden haben, denn schon waren sie an diesem Tisch und starrten Wilhelm an, als wäre etwas Unerhörtes geschehen. „Eine Kotette, die Gräfin?“ murmelte Rittmeister von Zechendorf.

Ruhig erhob sich Ferdinand, um eine Erklärung zu geben. Aber ein vielleicht recht wohlmeinender und seine Ansicht teilender Hauptmann von der Artillerie schob ihn sanft beiseite und sagte leise zu ihm: „Lassen Sie, Herr Kamerad! Nur keine Szene! Ich bitte Sie alle, meine Herren, ruhig, ruhig, daß nicht die ganze Gesellschaft etwas erfährt. Es wäre taktlos, wenn wir unsern lieben Gastgeber mit so einem Auftritt lämen.“

Ferdinand aber konnte sich nicht mäßigen. Zähneknirschend rief er aus: „Jetzt habe ich diesen Erbärmlichen durchschaut! Eifersucht ist es. Wer von Ihnen, Kameraden, noch einen Funken von Ritterlichkeit in sich fühlt, der wird auf meiner Seite stehen. Ich werde die Ehre meiner Dame zu verteidigen wissen. Es gibt für mich keine Entschuldigung mehr, ich werde den Weg gehen, der mir allein noch offen steht.“

Nur mit großer Mühe gelang es dem verständigen Hauptmann, einigermaßen Ruhe zu stiften und den in seinen Stuhl vertieften Obersten von großer Aufregung zu verschonen.

Ferdinand empfahl sich mit drei Regimentkameraden, um an einem anderen Ort das Nähere zu besprechen.

Wilhelm brach eine Stunde später mit den meisten Gästen zugleich auf. Er schien sehr ruhig, denn er war seiner erregten Sinne wieder vollkommen Herr geworden.

Ein Duell mit dem Bruder des Mädchens, das er wie ein höheres Wesen anbetete, war unvermeidlich. O, wie bereute er, dem Freunde auf die brennende Frage so unverzüglich eine so laute und offene Antwort gegeben zu haben. Hätte er dieselbe nicht bis auf morgen verschieben können?

Ferdinand wäre eben in seiner rasenden Liebe vollkommen blind, er hätte keine Ahnung von der gemeinen Denkungsart jenes Weibes, dem sein naives Wesen wahrscheinlich eine interessante Abwechslung böte. Und so könnte er ja nach den üblichen Gesetzen von Ritterlichkeit die Ehre seiner Dame gar nicht anders verteidigen als mit der Pistole. Oder sollte er den so schwer Gekränkten noch einmal aufsuchen — und, auch auf die Gefahr hin, für einen Feigling gehalten zu werden, demselben die Hand zur Versöhnung bieten?

Sein Weg führte an der Villa, in welcher Ferdinand wohnte, vorüber. Ein Bursche war, trotzdem jetzt eben erst der Morgen zu grauen begann, bereits im Garten mit dem Pugen des Sattelzeugs beschäftigt. Auf Wilhelms Frage nach dem Herrn Leutnant, antwortete der Husar, derselbe wäre nicht zu Hause und würde den ganzen Tag für niemand zu sprechen sein.

Als Wilhelm gegen Mittag seine Wohnung eben betreten, wurde ihm ein Husarenleutnant von Holsenburg gemeldet. Ernst und mit dem üblichen Zeremoniell überbrachte ihm der junge Offizier eine Forderung auf Pistolen. Als Kampfsplatz hätte man die Waldwiese hinter der Villa Kalkstein gewählt. Dort würden die Herren ihn am Nachmittag vier Uhr erwarten. Ein Versöhnungsversuch dürfte völlig aussichtslos sein, ließ das schneidige Herrchen noch durchblicken.

In aller Ruhe ordnete Wilhelm, was vor einem so bedeutsamen Gang zu ordnen war. Er schrieb an die Eltern, an Agnes und noch an ein paar Freunde, versiegelte die Briefe und nahm sie dann mit zu seinem Sekundanten, einem Oberleutnant von Herder, der bereits am Vormittag in alles eingeweiht war. Dieser sollte, falls Wilhelm im Duell fallen würde, das Erforderliche besorgen.

Dunkle Wolken umhüllten wie ein schwarzer Schleier das Firmament. Die sonst so heitere, lachende Maienwelt schien traurig über den Frevel ihrer vornehmsten Geschöpfe, und die Sonne mochte nicht ansehen, wie da Menschenblut vergossen werden sollte, wo sonst so stiller Gottesfrieden rein und hehr über die Fluren wehte. — Mit feierlichen Gesichtern stand dort eine Menschengruppe von sieben Offizieren in voller Uniform und drei Herren der besseren Gesellschaft in Zivil.

Ferdinand war, trotzdem er den Tod nicht fürchtete, so aufgeregter, so nervös, daß seine sonst so sichere Hand unheimlich zitterte und sein Sekundant ihm wiederholt zuraunte: „Doch ruhig, Freund! In dieser Aufregung triffst du niemals!“

Jetzt erscheint Wilhelm Winkler auf dem Kampfsplatz, nur begleitet von seinem Sekundanten und einem Herrn in Zivil, einem älteren Oberlehrer, mit dem er unlängst in freundschaftlichen Verkehr getreten war.

Nach kurzem Gruß werden die Pistolen geladen, die Schritte abgezählt und dann herrscht für ein paar Sekunden Totenstille. Der „Ehrenrichter“, wie man den unparteiischen, mit strenger Gerechtigkeit alles abmessenden und mit der Würde eines erfahrenen, anordnenden älteren Offizier bezeichnete, zieht jetzt seine Uhr — die entscheidende Minute hat geschlagen.

Wilhelm kommt nach dem Los der erste Schuß zu. Ruhig und sicher zielt er. Auf das Kommando des „Ehrenrichters“ tracht der Schuß. Die Kugel hat Ferdinands linke Schläfe und das Ohr leicht gestreift, ein paar Blutstropfen neben die bleiche Wange und besudeln die glänzende Uniform des Leibgarde-Husaren.

Nun tracht Ferdinands Schuß. Da fällt Wilhelm die noch rauchende Pistole aus der Hand. Die Kugel ist ihm in den rechten Unterarm gedrungen. Ein heller Blutstrahl färbt den grünen Nasen purpurn. Wilhelm verzieht keine Miene, auch nicht als der Stabsarzt von den Husaren die heftig schmerzende Wunde untersucht und bedauernd spricht: „Fatale Sache! Sehnen kaputt. Werden keine Kriegsdienste mehr tun können. Fatale Sache! Tut mir leid, unendlich leid.“

Ein Verband war schnell angelegt.

Da trat Ferdinand, noch bleicher als zuvor, heran, faßte seines Gegners Hand und hatte nur die eine Frage: „Sollte wirklich keine Möglichkeit sein?“

5.

Aus dem tollen, lebenslustigen Husarenleutnant von Falkenhorst war seit dem Tage, an welchem er seinen ehemaligen Freund im Duell zum Krüppel geschossen, ein ernster, in sich gefehrter Mann geworden.

Wäre die Gräfin, die dem Geliebten für die Verteidigung ihrer Ehre nicht dankbar genug sein konnte, mit herzlich klingenden Liebesworten wenigstens nicht gewesen, so würde ihn vielleicht niemand seit dem Duell haben lachen sehen.

Sagte er sich auch tausendmal, was ihm viele Kameraden sagten: „Du mußt so handeln! Es gab keinen anderen Ausweg.“ so quälte ihn dennoch der Gedanke an Wilhelm, an dessen ehrenwerte Eltern unablässig. Was sollte nun aus dem hoffnungsvollen Oberleutnant werden? Nicht einmal Pension hatte man ihm bewilligt. Hätte er ihn doch noch einmal sprechen können. Aber Wilhelm war zwei Wochen nach dem Duell als abgedankter Offizier fortgerückt, ohne daß jemand Bestimmtes über seinen Verbleib wußte. Man vermutete, daß er zunächst die Eltern aufgesucht, um sich mit denen über die Zukunft zu beraten.

Ferdinand war so in Gedanken versunken, daß er das Schlagen der goldenen Stuhluhr ganz überhörte und das Rendezvous, welches er für heute mit der Gräfin verabredet, vergaß. Das war ihm noch nie passiert. Jetzt mußte sie bereits eine Stunde im herrlichen Blütengarten des goldenen Hirsches, wo sie sich treffen wollten, um von dort aus einen Spaziergang zu machen, auf ihn vergebens gewartet haben.

Er stürzte hinaus, hieß den Stallknecht anschnellen und jagte, daß die Funken stieben, ungeachtet der entrüsteten Passanten und der drohenden Polizei, durch die belebten Straßen, um das Versäumte wenigstens in etwas nachzuholen.

Die Gräfin wäre vor zehn Minuten per Droschke zur Stadt zurückgefahren, konnte ihm der Obertellner nur mit dem unverkennbaren Ausdruck des aufrichtigsten Bedauerns mitteilen.

„Versucht!“ murmelte Ferdinand und jagte zurück, überzeugt davon, das geliebte Weib im Adler zu finden.

Die Kammerzose empfing ihn als einen Wohlbekannten mit einer gewissen Vertraulichkeit und führte ihn in den Salon. Die Gräfin würde gewiß im Augenblick zurück sein, meinte sie, nachdem Ferdinand ihr gesagt, daß dieselbe zehn Minuten vor ihm vom goldenen Hirsche abgefahren wäre.

„Zweifelloos hat gnädigste Gräfin noch im Hirschenbergischen Warenhaus zu tun, ein Bursche desselben war heute hier, wie ich zufällig erfuhr.“ sagte die schlaue Alte, Ferdinand ein Glas Portwein einschenkend und die Journale zusammensuchend.

Dann entfernte sie sich mit einem graziösen Knick und ließ den Cavalier ihrer Herrin allein in dem komfortabel ausgestatteten Salon.

Der reichliche Lesestoff langweilte Ferdinand bald, er schob die Hefte beiseite und durchmaß unruhig das Zimmer, hier und da stehen bleibend, um irgendeine Nippesfigur, ein neues Wandgemälde oder sonst etwas, das ihm in die Augen fiel, zu bewundern. Da stand auf schwarzem Sockel eine schön gearbeitete, goldene Schale. Allerlei Briefchen und Karten lagen darin, wohl von Freundinnen zumeist, wie Ferdinand annahm. Doch da — ein leeres Kuvert mit einer energischen, steilen Herrenhandschrift! Wer schrieb doch so? Wo hatte er diese Schriftzüge gesehen?

Ha, der Prolog vom letzten Kasinovergnügen! Dieser liebebürkende Poet, der Herr Regierungsassessor von Sommerfeld —

dessen Schrift war das. Gewiß, er hatte das Vereinsel ja von Anfang bis zu Ende durchlesen müssen, daher kannte er jetzt die Handschrift nur zu genau wieder. Was könnte dieser blonde Jüngling wohl zu schreiben haben?

Aufgefallen war es ihm im Kasino beim Tanz bereits, daß der Assessor die Geliebte vor anderen Damen auszeichnete, und sie hatte ihren Zukünftigen mehrmals gebeten, doch seine glühende Liebe, da ja noch nicht öffentliche Verlobung gewesen wäre, etwas zu verbergen, damit man nicht bei entfernter Stehenden, zu denen auch der Hof zählte, der verschiedene Vertreter gesandt, Anstoß erregte.

Hatte ihn denn dieser — Poet nicht auch immer mit einem so höhnischen, überlegenen Lächeln angeschaut? Wieder betrachtete er das Kuvert, und plötzlich packte ihn die Eifersucht mit ihrer ganzen finsternen Gewalt. Der Raum wurde ihm zu enge, es trieb ihn hinaus ins Freie. Wenn Wilhelm recht gehabt hätte! Wenn dieses Weib wirklich nur sein Spiel mit ihm triebe! Wilhelm irrte sich nicht leicht in einem Menschen, er war ein scharfer Beobachter, das wußte Ferdinand.

Gegen Abend kehrte Leutnant von Falkenhorst auffallend erregt in den Adler zurück und fragte den Portier, ob die Gräfin zu Hause wäre.

„Frau Gräfin fuhr soeben in Begleitung eines Herrn zum Konzerthaus,“ antwortete man ihm.

„Wer war der Herr, wie sah er aus?“ fragte Ferdinand hastig.

„Ich kenne seinen Namen nicht. Doch sah ich ihn diese Tage öfter. Er ist groß und schlant, hat hellblondes Haar und trägt einen goldenen Kneifer.“

„Das genügt mir! Also zum Konzerthaus, sagten Sie?“

„Zawohl, Herr Leutnant, so rief die Frau Gräfin dem Kutscher zu.“

Unverzüglich lenkte Ferdinand seine Schritte jetzt auch dorthin. Der heutige Abend sollte und mußte ihm Gewißheit bringen.

Da bis zur Kassendöffnung noch eine gute Stunde Zeit war, so begab der von Eifersucht gepeinigter Leutnant sich in das Café neben dem Konzerthaus, um dort eine kleine Stärkung einzunehmen. Fühlte er sich ja doch zum Umfallen müde und abgesspannt.

Das Café war fast bis auf den letzten Platz gefüllt und es hielt schwer, ein Unterkommen zu finden. Endlich saß er inmitten einer fröhlichen Gesellschaft und unruhig schweiften seine Blicke über das Menschengewirr. All das Reden, Lachen, Drängen und Hasten tat seinen Nerven weh. Darum duldete es ihn nicht lange an einem Platz, er zahlte und wollte gehen. Da — sieht er an einem kleinen, separaten Tischchen — die Gräfin und den Assessor von Sommerfeld. Beide befinden sich beim Glase Sekt in heiterster Stimmung.

Ganz genau vermag Ferdinand sie zu beobachten und fast versteht er ihre Worte, Kosenamen scheinen es ihm zu sein nach den verliebten Blicken, die sie miteinander austauschen, zu urteilen. Ach, er verstand ja das Mienenspiel dieses schönen Weibes nur zu genau. Hatten ihm ja doch diese herrlichen Augen so oft mit demselben Feuer gealüht!

Und jetzt — jetzt sieht sie ihn! Eine dunkle Röte schießt in die zarten Wangen, sie sucht dieselbe durch ihren Fächer zu verbergen. Was sie jetzt spricht versteht Ferdinand, als er sich näher herangebrängt, fast wörtlich, da Eifersucht und Leidenschaft sein Gehör geschärft haben. Und sie sagt: „Hui, wie ist das heiß in diesem Menschengewühl! Dort steht ja der naive Leutnant von Falkenhorst, der Sohn meines väterlichen Freundes, dem ich so viel Dank schulde für all seine Gefälligkeiten. Muß ihn doch begrüßen, er verdient es als Sohn seines trefflichen Vaters und als guter, harmloser Freund von mir wahrhaftig. Bitte auf ein paar Sekunden um Entschuldigung!“

Damit brach das stattliche Weib, dessen majestätischer Erscheinung man mit einer gewissen Ehrerbietung den Weg freigab, als wäre es eine Königin, sich ohne Mühe Bahn durch das bewundernde Menschengewimmel des überfüllten Cafés.

„Es ist mir zu heiß hier, gehen wir auf die Straße,“ sagte sie streng und gebieterisch zu Ferdinand, dessen vorwurfsvolle Miene völlig ignorierend.

Und er folgte ihr.

„Also das nennst du Liebe?“ sprach sie draußen in dem eisenumrankten Laubengang vor dem Café, der wegen des schneidenden Windes heute abend zufällig gänzlich menschenleer war. „So hältst du dein Wort?“

„Aber Geliebte, so höre mich doch erst an —“

„Ach was, habe es satt, deine langweiligen Entschuldigungen anzuhören. Du bist nicht mehr der feurige Husar, der schneidige Soldat, als welchen ich dich vor anderen bevorzugte, du schleichst jetzt immer umher wie das böse Gewissen.“ So sprudelte es voll Eifer, Born und Entrüstung über ihre schönen Lippen, nieder schmetternd und vernichtend auf das von Eifersucht gepeinigte

Herz des Leutnants. „Wollte zur Eyer heute und rechnete auf deine Begleitung. Du aber verschließt jedenfalls die Zeit — darum bin ich dem Herrn Assessor, den du ja kennst, dankbar, daß er mich begleitete, trotzdem ich ihm doch recht fern stehe.“

„Aber Geliebte, habe doch Erbarmen mit mir! Mein Gemüt ist wirklich —“

„Laß mich mit deinen weibischen Klagen verschont, ich will einen ganzen Mann!“

„Du wirst mir verzeihen?!“

Bittend, fast flehend kamen diese letzten Worte über seine zudenden Lippen. Vielleicht empfand sie Mitleid.

Sie reichte ihm zögernd die Hand und sagte: „Wir werden morgen weiter sprechen. Komm nur, wie sonst, in den Adler. Jetzt adieu, der nette junge Herr wartet auf mich. Begleite du mich heute lieber nicht noch außer ihm, ich möchte ihm die Freude über seinen Ritterdienst nicht verderben.“

„Und ich dulde nicht, daß meine Braut von einem anderen ins Konzert begleitet wird,“ brauste er jetzt auf, mit dem Absatz auf das Trottoir stampfend, daß der Sporn klirrte.

Da lachte die stolze Schöne ihm ins Gesicht, wandte sich von ihm und verschwand mit den Worten: „Trinke erst einige Gläser kaltes Wasser, dann sprich weiter mit mir!“

Bähnelnirschend schaute Ferdinand ihr nach. Das wagte ein Weib ihm — ihm, dem Leutnant von Falkenhorst zu bieten?! Ach, liebte er sie nicht so über alles, er hätte wohl das rechte Wort gefunden auf diese Beleidigung, so aber wußte er nichts zu sagen.

Er ging und Wilhelms ernste Worte klangen ihm durch die Seele. Ein Richterspruch dünkten sie ihm in dieser Stunde. —

„Du bist durch eine Kofette zum Wortbrüchigen geworden!“ —

„Wehe, wehe, du hast dein Gewissen mit Sündenlast überbürdet — und darum wirst du schwer bestraft! Armer Freund, wärst du jetzt bei mir!“

Mit tiefem Seufzer lehnte er sich, um nicht vor Erschöpfung niederzufallen, an eine Säule, den Säbelgriff krampfhaft umfaßt haltend.

(Fortsetzung folgt.)

Das Lumpenpärchen.

Eine seltsame Geschichte von Theodor Ritte.

(Nachdruck verboten.)

„Ist Herr Professor Rued zu Hause?“ — — — Ja? — — — Dann bitte, hier meine Karte!“ —

Das adrette Dienstmädchen mit dem blütenweißen Hamburger Häubchen enteilte.

Erstaunt blickte ich mich um. — Also dieses schimmernde, säulengetragene Lustkulum hatte sich mein Freund Fred innerhalb weniger Jahre von dem Ertrage seiner Kompositionen erbauen können? — — Glückliche Menschen, diese Künstler, wenn ihre Geistesblitze zünden und — einschlagen. Tief elende, bejammernswürdige Wesen, wenn ihnen das Glück dauernd und verächtlich den Rücken lehrt.

Bei Fred Rued hatte sich die launische Göttin noch rechtzeitig eines Besseren besonnen. Nach einem erfolgsverheißenden Anfange mußte er sich jahrelang an obskuren Provinzbühnen herumdrüden, wo er acht bis zehn Stunden täglich am Marterholze eines schlechten Flügels saß, um talentlosen Sängerinnen und aufgeblasenen Tenören ihre Partien einzupauken. Kaum fand er Zeit, seine eigenen poetisch-musikalischen Eingebungen zu Papier zu bringen. So lebte er dahin, bescheiden, ärmlich und unbeachtet. Auf einmal aber begannen die Verleger sich um ihn zu reißen und seine reizenden, in Not und Elend geborenen Lieder eroberten sich im Fluge die halbe Welt. —

Welche Selbstironie des Schicksals, daß er dieselben Weisen, deren feingeschliffene Verse ein Gerank blühender Melodien umwob, so lange vergeblich anzubringen versucht hatte. Überall stieß er auf bedauerndes Achselzucken und ein dicker Vierkomiker hatte ihm einst höhnisch erklärt: „Mit diesem schöngeistigen Schund könne er sich begraben lassen!“

Nun stand der feinsinnige Künstler im Zenit erfolggekrönter Schaffens und jede neue Offenbarung seines Genies wurde ihm mit Gold aufgewogen.

Eines freundlichen Empfanges bei Professors — auch dieser Titel hatte sich nachträglich noch eingestellt — konnte ich sicher sein. War doch die erste Kunde von dem überraschenden Umschwunge seines Geschicks zu mir geflogen, zugleich mit der dringenden Bitte: „Bei Gelegenheit nicht an Freds bescheidener Türe vorbeizugehen.“

Diese Gelegenheit hatte sich nun geboten und soeben öffnete sich die „bescheidene“ Türe von silberinkrustiertem Ebenholz: ich lag in den Armen meines Freundes und durfte seiner noch immer liebreizenden Gattin Josefa die zarten, schlankgliedrigen Hände küssen.

Der erste Sturm der Freude hatte sich gelegt. Bei dem Aroma einer exquisiten Pappros durchschritt ich Arm in Arm mit dem Professor dessen schönes Heim, und unterzog alle in ihm enthaltenen Kostbarkeiten und Sehenswürdigkeiten der eingehendsten Besichtigung.

Eines aber suchte ich vergebens: eine Karität und eine Kunstwerk zugleich, welches ich schon deshalb auf einem besonderen Ehrenplatze vermutet hätte, weil es die Hochzeitsgabe eines Freundes der beiden Runeds gewesen. Zwei allerliebste, anderthalb Fuß hohe farbige Holzfiguren auf gemeinsamem Piedestal, ein Lumpenpärchen darstellend.

Ein „Er“ in zerklüftener Kleidung, mit zerbeulter Angströhre, struppigem Barte und abstinentenfeindlicher Rotnase. Dazu als Pendant eine ebenso saloppe „Sie“, über den ungepflegten Buschellopf ein schmieriges Tuch gebunden. Lange Not und traurige Verkommenheit sprachen aus den verblüffend wahr herausgearbeiteten Zügen. Tiefstliegende, sorgenvolle Augen glitzerten dem Beschauer so unheimlich entgegen, daß man sich, wie von einem unerklärlichen Magnetismus angezogen, nur schwer wieder davon losreißen konnte.

Diese zwei Holzfigürchen erzählten ganze Bände von Lebenstragik und durch lange Jahre hatte mich die Erinnerung an sie nicht verlassen. — Als daher gerade Frau Josefa zu uns trat, um zu einem kleinen Imbiß auf der Terrasse einzuladen, konnte ich mich nicht enthalten, an meinen Freund die harmlose Frage zu richten: „Wo ist denn aber euer entzündendes Lumpenpärchen“ hingelommen? Pietätlosigkeit war doch sonst niemals eure Untugend!“

Zu meinem größten Erstaunen errötete Frau Runed verlegen und auch auf des Professors Stirn lagerte es einen Moment gleich Wolkenschatten finsternen Unmuts.

Sollte ich hier unzutunweise ein Familiengeheimnis gerührt haben?

„Wo das Lumpenpärchen“ hingelommen ist, möchtest du wissen?“ — meinte Fred ernst und gebehnt — „da mußt du dir die Antwort ganz speziell von — meiner Frau holen!“

Fragend schweifte mein Blick zu dem feingezichneten Antlitz Frau Josefäs. In ihren Mienen spiegelte sich ein augenscheinlich nicht leichter seelischer Kampf.

„Du kannst unserem Freunde den Hergang ohne Scheu erzählen,“ ermutigte der Professor die Unschlüssige. „Es wird ihn gewiß interessieren, darin den Schlüssel zum Wendepunkte unseres Lebensgeschickes zu finden. Zudem ist es als Dozent der Philosophie sein Beruf, Lebensnüsse“ zu knaden. Möge er sich, als Strafe für seinen Vorwitz, auch einmal darüber den Kopf zerbrechen!“

Mit dem alten, humorvollen Lachen klopfte mir Fred auf die Schulter und schritt uns voran auf die rebenunspinnene Terrasse.

In warmen, leuchtenden Tönen lag die scheidende Sonne über den anmutigen Wellen der waldumsäumten Hügellandschaft und wob um den sahlblauen Horizont ein breites Band von intensivstem Weinrot. Stumm genossen wir den prächtigen Anblick. Fred hatte unwillkürlich seine Hand in die der tapferen Lebens-

genossin gelegt. Seine Augen schimmerten feucht. — Glücklich, nach aufreibendem Daseinskampfe, als starker Besieger widriger Gesche, nun ruhig und friedevoll dem Sinken einer Sonne nachsehen zu können, welche so oft heiß und erbarmungslos in den dumpfen Tag seiner Lebensmühen gestrahlt! — — — Und unter dem feierlichen Schweigen der Natur und unserer Lippen begann Frau Josefa zu erzählen.

Wie Sie wissen, hatten mein Mann und ich uns am Sommertheater in Zürich kennen gelernt, woselbst er als Kapellmeister, ich als Sängerin engagiert war. Nach dem Theater pflegten wir unser bescheidenes Abendbrot in der „Blauen Fahne“, einem bekannten Restaurant der Fremdenmetropole, einzunehmen. Zahlreiche Studierende der Universität verkehrten hier, darunter namentlich Russen, Italiener, Franzosen, Rumänen und Spanier.

Von letzterer Nationalität war ein junger Student der Medizin, Alvarez Decamaro bald unser fast unzertrennlicher Gefährte geworden. Durch seine Gewohnheit, wo er sich auch befand, stets mit dem Taschenmesser, ein Stückchen weiches Holz zu bearbeiten und daraus meisterhafte Figuren und Karikaturen zu schnitzen, waren wir besonders auf ihn aufmerksam geworden. In dieser Kunst war er geradezu phänomenal. Mit unheimlicher Schnelligkeit bosselte er mitten in der anregendsten Unterhaltung solch kleine Kabinettstücke der Holzschneidetechnik und fand dadurch viele Verwundernde, aber auch manche Feinde. — „Nun es ist nicht jede Art von Vorübergehenden oder harmlos Daseitenden Sache, sich mit sämtlichen Gebrechen und Eigenheiten in Holz verewigt zu sehen. —

Scherzend rieten wir einst Decamaro, doch als Schnellschnitzer zum Variété zu gehen.

Das wäre noch nicht das Schlechteste,“ meinte er, „beim Studium kommt heutzutage sowieso nichts mehr heraus!“

Manche nannten des Spaniers Virtuosität eine geradezu übernatürliche. Seine Hauswirtin, eine biedere Schweizerin, behauptete, es müsse mit Decamaro ent-

den etwas nicht richtig sein. Kein vernünftiger Christenmensch habe, wie er, in seiner Wohnung eine ganze Sammlung lebensgroßer Holzfiguren stehen, deren Augen einen derart „fürchtigen“ Ausdruck hätten, daß sie sich kaum in die Stube hineingetraue. Ihr sei es immer, als flehe aus diesen unheimlichen Puppengesichtern die arme Seele eines verzauberten Menschen um Erlösung.

Manche schlaflose Nacht habe sie aus Decamaros Zimmer Lachen, Lärmen und Gläserlingen vernommen. Als sie einmal, ihrer Neugierde folgend, durchs Schlüsselloch blickte, sei der Spanier im Kreise seiner Holzfiguren am festlich geschmückten Tische gesessen und habe sich, wie mit lebenden Wesen, mit ihnen unterhalten, geschertzt und gezecht. Bis in den hellen Morgen hätten oft diese seltsamen Gelage gedauert.

Auf eine Andeutung hin, welche sie sich als Wirtin erlaubte, sei ihr Zimmerherr fürchtbar böse geworden und verbot ihr auf das strengste, seinem nächtlichen Treiben nachzuspüren. Er drohte



Mal. von F. Lipp. (Mit Text.)

logar der etwas beschränkten Frau, er besitze die Macht, sich im Wiederholungsfalle unerbittlich an ihr zu rächen. — — — — —
Damals lachten wir herzlich über diese Aussagen. Heute —

Eines Abends war Fred abgehalten, mich wie sonst nach Hause zu bringen. Ahnungslos bat er Decamaro um diesen Dienst, und auch mit anscheinend kühler Höflichkeit zu. Harmlos plaudernd hatten wir ein gut Stück Weges zurückgelegt, als plötzlich im verschwiegene Schatten halb dunkler Baumalleen der Spanier wie wahnsinnig mir zu Füßen stürzte.

„Sennorina,“ flüsterte er mit vor Leidenschaft erstickter Stimme, „Sie haben wohl geahnt, ja, Sie müssen es geahnt haben, was ich für Sie fühle seit dem ersten Augenblicke unserer Bekanntschaft! — Ich liebe Sie zum Sterben! Heiß und sengend, wie die Sonne meiner Heimat, süß und feurig, wie ihr Wein, ist die Gut, die mich für Sie verzehrt, Josefa! O sagen Sie nicht nein! — Werden Sie die Meine! — Folgen Sie mir in mein schönes Vaterland! — Ich will Sie auf Händen tragen, Ihnen jeden Wunsch erfüllen; nichts sei mir zu löstbar, um Sie damit zu schmücken. Alles für ein ‚Ja‘ aus Ihrem Munde, alles für einen einzigen, berausenden Kuß!“

Noch ganz bestürzt über den unerwarteten Ausbruch seiner Leidenschaft, betäubt von dem heißen Schwalle seiner Worte, vermochte ich kaum zu mir selbst zu kommen.

Erst als er mich wie sinnlos umklammerte und meine Hände mit flammenden Küßen bedeckte, gewann ich meine Beherrschung wieder.

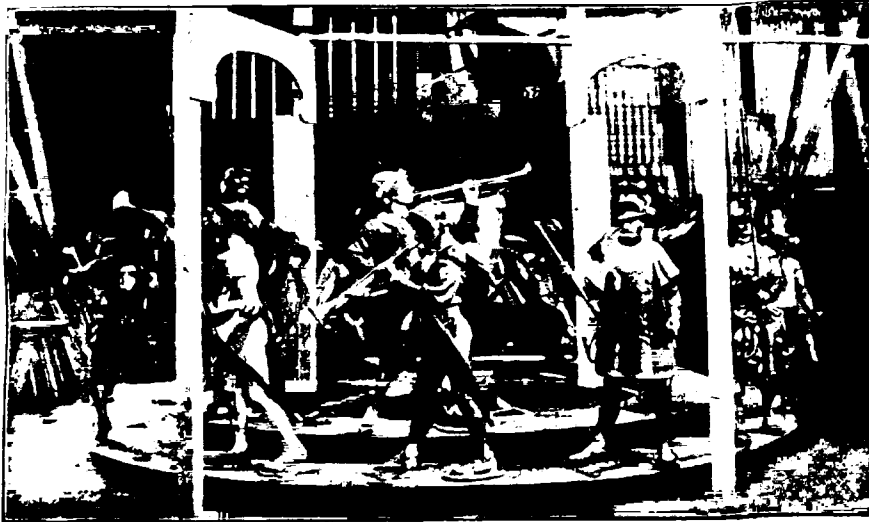
„Stehen Sie auf, Decamaro,“ erwiderte ich so ruhig wie möglich, „Ihre Mühe ist vergeblich. Gewiß hätten Sie mir und Ihnen diese peinliche Szene erspart, hätten Sie gewußt, was ich Ihnen jetzt zu offenbaren gezwungen bin: Sie sehen in mir Freds Verlobte und respektieren mich hoffentlich als diese!“

Blickschnell hatte sich der Spanier erhoben. Seinem Munde entfuhr ein zischender Laut wütendster Eifersucht. Gleich einem Raubtier blühten seine weißen Zähne durch das Dunkel, so daß ich entsetzt vor ihm zurückwich.

„Caramba!“ leuchte er, „und das sagen Sie mir jetzt? Jetzt in diesem Augenblicke, wo ich mit allen Fibern nach Ihnen dürste? Wo ich, ich, den sie den stolzen, unnahbaren Decamaro nennen, mich soweit vergaß, Ihnen mein Herz zu zeigen! — Aber nein, es ist ja nicht möglich, — Sie und dieser nüchternen deutsche Rusfikmens! Was kann er Ihnen bieten? — Ein kümmerliches Dasein. — Was bietet ich Ihnen?“



Hirsl. Geh. Rat Professor Dr. Eduard Zeller, bekannter Philosoph in Stuttgart f. (Mit Text.)



Eine Figuren-Drehscheibe am Münchner Rathhausturm. (Mit Text.)
Photographie Mehl & Co.

würden wir es aber gewiß nicht mehr tun. — — — — —

Decamaros bedeutsame Eigenart prägte sich übrigens auch in seinem Äußeren aus. Von hoher, stattlicher Figur — bei Spaniern eine Seltenheit — war er in Haltung und Manieren, wie in den herrlich-hochmütigen Mienen seines südländischen Kassefopfes eine fast dämonisch fesselnde Erscheinung. Deren Hauptreiz aber lag in dem ewig wechselnden Ausdrude seiner lobenden, nachtschwarzen Augen. — Waren diese wirklich der Spiegel seiner Seele, welche eine Fülle widersprechender und sich kreuzender Leidenschaften mußte die Brust dieses Mannes bergen, dessen Blicke in Momenten der Freude so knabenhaft übermütig aufblitzten, bei Haß und Spott so drohend-tüdisch funkeln, für gewöhnlich aber mit so zwingendem Bann auf einem ruhen konnten, daß man halb widerstrebend immer wieder in sie hineinblicken mußte. —

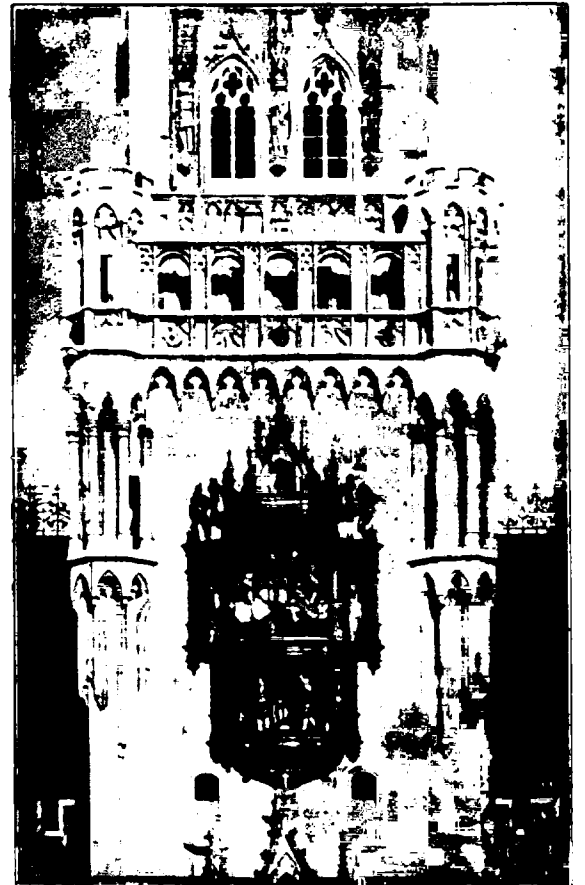
Daß auch wir der hypnotischen Macht dieser Augen von Tag zu Tage mehr verfielen, wagten Fred und ich uns nicht einzugehen. — Wohl aber wunderten wir uns darüber, daß der Spanier, dessen Herrennatur den meisten mit ablehnendster Kälte gegenübertrat, sich zu uns zwei schlichten Künstlern so hingezogen fühlte. Uns dünkte dies eine ganz unverdiente Auszeichnung. Selbst als ich zu bemerken anfing, daß Decamaros brennende Augen viel öfter als nötig auf mir ruhten und er in seiner lässig-ironischen Art mit mir zu flirten begann, verkehrten wir immer noch harmlos mit ihm weiter.



Das Dr. Brehmer-Denkmal in Breslau. (Mit Text.)

Inzwischen hatte ich mich mit Fred in aller Stille verlobt. Inmitten der paradiesischen Pracht der lachenden Gestade des Züricher Sees, waren unsere Herzen einander zugeflogen. Deshalb auch hatte ich für Decamaros Annäherung so wenig Sinn und Nachdenken übrig, wie andere rettungslos Verliebte.

Inzwischen hatte ich mich mit Fred in aller Stille verlobt. Inmitten der paradiesischen Pracht der lachenden Gestade des Züricher Sees, waren unsere Herzen einander zugeflogen. Deshalb auch hatte ich für Decamaros Annäherung so wenig Sinn und Nachdenken übrig, wie andere rettungslos Verliebte.



Das Spielwerk vom Münchner Rathhausturm. Photographie Jaeger & Georgen.

— Ein Leben in Glanz und Freude. Bei ihm — eine ärmliche Hausmagd, bei mir — eine strahlende Königin! —

„Halten Sie ein, Decamaro, Sie beleidigen Fred und mich. — Wohl ist unsere Zukunft nicht auf Rosen gebettet, ein harter und schwerer Lebenskampf steht uns bevor, aber schließlich wird doch Erfolg und Sieg unser Lohn sein!“

Decamaro hatte die Arme über der Brust gekreuzt.

„Arme Kleine,“ spottete er voll höhnischen Mitleids, „was wissen Sie vom Leben? Was von den Mitteln zur Führung erbitterten Taktikampfes, vor welchem Sie meine Werbung schützen sollte. — Zu ihm gehören zwei Dinge: Geld und persönlicher Einfluß. Talent, ja Genie kommt erst in zweiter Reihe. Aber Erfolge durch Arbeit und Streben allein gehören zu den Märchen aus der Kinderstube der Menschheit! —

„Nicht durch Fleiß und Ameisenemüßigkeit kommt man heutzutage vorwärts. Nicht durch stetigen Bau am eigenen Glücke. — Im Unterwühlen, Zerstoren, Einreißen fremde u Schaffens liegt allein die Möglichkeit des eigenen Triumphes. Und über den zudenden Leibern seiner Konkurrenten das eigene Siegesbanner aufzupflanzen, dazu ist Fred wirklich nicht der richtige Mann!“

Des Spaniers rücksichtsloser Zynismus und ägender Hohn verletzten mich aufs tiefste.

„Wie? Wenn nun Fred trotz alledem berufen wäre, sein Glück zu machen mit dem, was Sie „Märchen aus der Kinderstube“ nennen, mit treuer Arbeit und ehrlichem Streben?“

„Und wenn Ihr Erforsener all das besäße, was Sie ihm zutrauen, er wird sein Glück niemals machen! — Das sagt Ihnen Decamaro! — Der feurigste Mut läßt sich ertönen, die zäheste Arbeitskraft lähmen; der sicherste Erfolg ausschalten; ein ganzes hoffnungreiches Leben auslöschen wie eine Lichtschnuppe, oder in Kummer und Elend enden, gleich einer versiegenden Quelle. Schicksal nennen's die Dummen, wir Klugen aber, — wir wissen es anders!“

Hastig, als hätte er zuviel gesagt, wandte er sich ab. In seinem Tone lag der Ausdruck rachsüchtiger Drohung.

Betreten schwieg ich. Was hätte ich dem Spanier auch sagen sollen, wo unsere Begriffe so himmelweit auseinanderzgingen? Noch einmal trat er zu mir und ergriff meine widerstrebende Hand. „Josefa,“ bat er weich, „hören Sie mich an! — Beherzigen Sie Decamaros Warnung, Sie stürzen sich ins Verderben. Glauben Sie mir, Ihr Verlobter ist gezeichnet von der Hand des Unheils. Lassen Sie ab von ihm, werden Sie die Meine!“

„Nie und nimmer!“ rief ich entschlossen und riß mich los.

„Dann!“ — — — — — Wie zu einem furchtbaren Schwure hatte der Spanier die Hand erhoben, ließ sie aber gleich darauf in schmerzvoller Ermattung sinken und murmelte tonlos: „Dann habe ich Ihnen nichts mehr zu sagen. — Gute Nacht, Sennorina!“ — — — — — Des andern Tages war Decamaro spurlos aus Zürich verschwunden.

3.

Meine schlichte und prunklose Hochzeit mit Fred feierten wir, Fremde unter Fremden, hoch oben im Norden Deutschlands. Einzig Sie, lieber Freund, waren als Trauzeuge herbeigeieilt. Sie kannten das Bühnenleben und stießen sich nicht daran, daß ich nach vollendeter Zeremonie eine weiße Schürze über mein Hochzeitskleidchen band und mich anschiedte, mit eigener Hand den Festbraten zu schmoren. Sie erinnern sich wohl auch noch unseres Erstausens, als während des Mahles eine umfangreiche Postkiste für uns anlangte und wir aus schützender Holzwohle eben jene Statue des „Lumpenpärchens“ schälten, mit einem Geleitschreiben, das die Unterschrift Decamaros trug.

Da ich Fred von meiner damaligen Affäre mit dem Spanier schonenderweise nichts mitgeteilt hatte, freute er sich von Herzen über das kleine Meisterwerk. Der seltsame Umstand, daß das Pärchen in den Gesichtszügen eine frappante Ähnlichkeit mit uns, dem jungen Ehepaare, aufwies, sahen wir für einen drolligen Scherz des einstigen Freundes an, und lange Jahre hielten wir, treu seiner schriftlichen Bitte, das Vermächtnis Decamaros in hohen Ehren. Es thronte auf dem besten Plage unserer Künstlerbehauung. Mit Stolz zeigten wir es jedem Besucher. Nur einmal beim Abstäuben des „Lumpenpärchens“ fuhr mir der Gedanke flüchtig durch den Sinn: „Wie seltsam doch diese Augen bliken; gerade so, als wollten sie ein düsteres Geheimnis erzählen!“

Auch Fred stand in harten, sorgenvollen Stunden manchmal davor. „Nur nicht werden wie diese zwei,“ murmelte er düster vor sich hin. „Nur nicht wie sie auf jene schiefe Lebenszebene geraten, deren verzweifeltes Ende der Selbstmord oder die Trunksucht ist. Lieber arbeiten, bis zur Ermattung, kämpfen bis zum Zusammenbrechen!“

Aber alle die langen Jahre, welche wir als treue Lebenskameraden Schulter an Schulter arbeiteten, brachten uns nichts

als ein mit Sorgen und Tränen errungenes, dürftiges Brot — und oft das nicht einmal.

Solange wir jung und hoffnungsfroh, mit noch unverbrauchter Kraft versuchten, unser Lebensboot durch die tückischen Klippen des Künstlerdaseins zu steuern, setzten wir uns über manche bittere Enttäufung mit dem Gedanken hinweg: „Nur Geduld und Ausdauer, bald sind wir im Hasen.“ Aber das Schicksal kam mit Sturm und Wetter Schlag über uns. — Ich wurde krank und verlor meine Stimme. Fred überwarf sich mit seinem Kunstbananen von Theaterdirektor. Was half es meinem guten Manne, daß er neben dem anstrengenden Dienste seinem sorgenschweren Geiste noch die herrlichsten musikalischen Eingebungen abrang? Von einem lohnenden Verkaufe derselben war gar keine Rede!

Wir hatten eben kein Glück. Ein teuflisches Fatum schien hinter allen unseren Handlungen zu stehen, verzerrte die lachenden Gesichte unserer Zukunftsträume zu hämischen Fragen und tauchte unsere strahlendsten Hoffnungen in schwarze, erbarmungslose Nacht.

Mühselos, gleich zwei Verdammten, durchzogen wir Kreuz und quer die Lande. Von einem Orte zum anderen, von einer Not in die andere. Und das „Lumpenpärchen“ auf der dürftigen, bereits allen Schmuckes entkleideten Kommode schien uns höhnisch-wohlgefällig anzublicken, wenn wir mit dem jammervollen Stumpfsinne der Ergebung in unvermeidliches Schicksal uns bei trockenem Brote und schalem, unverfühltem Tee gegenüberfanden.

Immer wilder schlugen uns die Fänge des Elends ins zudende Fleisch. Unsere ganze Habe und halbwegs entbehrliche Garderobe war schon verkauft oder verpfändet. Aber noch immer keine Hoffnung, daß es jemals besser werden könnte. — Nun waren wir dort angelangt, wovor uns gegraut! — Unser Geschick schien sich unaufhaltbar zu erfüllen. — — —

Es war ein stürmisch-wüster Novemberabend. Fred hatte die letzten Pfennige für Porto zu einem Briefe an einen ihm empfohlenen Verleger zusammengerafft. — Ein letzter Versuch. Scheiterte auch dieser — — — was dann? — — — Als mein Mann zur Post gegangen, hatte ich mir ein Tuch geholt, denn mich fröstelte. Es war dunkel geworden; dunkel und düster, wie meine Gedanken. Ich scheute mich, Licht zu machen und mir den traurigen Anblick unserer lahlen Behausung früher als nötig vor die Augen zu führen. Lange stand ich so am Herde, den Blick in die züngelnden Flämmchen des spärlichen Feuers gerichtet. In ängstlicher Flucht vor dem Bilde unserer nächsten Zukunft tauchten meine Gedanken hinab in die Flut seliger Erinnerungen. Die Zeit stand wieder vor mir, da ich Arm in Arm mit Fred durch den lachenden Liebesmai unseres Zürichs aufenthaltlich geschritten, glücklich, wie frohe Kinder, unbewußt dessen, was uns bevorstand. Hatte nicht einer mich gewarnt? Einer mir vorausgesagt, wie es kommen würde? Wenn ich nun, wie er gewollt, dieses einen Weib geworden, könnte ich heute mein Haupt in seidene Kissen betten, anstatt auf den harten Pfühl bitterster Entbehrungen? Ich erschrak über meinen eigenen Gedankengang. Psui, wie häßlich von mir! Hatte ich nicht noch meinen guten, treubeforgten Gatten? Ihn, der mir noch niemals Kummer gemacht, noch nie ein Leid zugefügt hatte . . . ?

Da wedte mich heftiges Gepolter auf der Treppe aus meinen Träumereien. Sollte das Fred sein? — Es war doch sonst sein Art nicht! — Hastig mache ich Licht, und zur Türe herein taumelt mein Fred, lebhaft gestikulierend und mit forcierter Lustigkeit berichtend: „Ein Bekannter habe ihn mit ins Weinhaus genommen. Beim Nachhausegehen sei er mit einem Strolch zusammengestoßen. Dieser habe Streit angefangen und ihm schließlich mit einem Knüttel den Hut ramponiert. Es sei dies zwar der einzige, den er noch zu versenden habe, sicherte er, das mache aber nichts aus. Er habe sich prächtig amüsiert und nun solle ihm noch einer vorreden, es gäbe kein Mittel, seine Sorgen loszuwerden!“

Wortlos starrte ich in das mir plötzlich fremd gewordene Antlitz meines Mannes, mit dem zerzausten Warte, den stieren, weinselig flackernden Augen und dem eingedrückt, beschmutzten Zylinderhute auf dem Kopfe. — — — War das noch mein guter, nüchtern Fred oder war es — das getreue Abbild des „Lumpenmannes“ dort drüben, auf dessen satanisch-verzerrte Züge die schwälende Kerze schredenerregende Lichter warf?

Entsetzt blickte ich beiseite und unwillkürlich in den schmalen Wandspiegel mir gegenüber. — War dieses abgehärmte, blasse Weib mit den Sorgenrunen unter den vom Weinen und Nachtwachen geröteten Augen, den ungelämmten Haaren unter dem alten, verwaschenen Wolltuche, wirklich ich selbst oder die fürchterliche Kopie jener in Lumpen gehüllten Ragabundin auf meiner Kommode?! — Soweit also war es mit uns gekommen! Mein Mann suchte und fand im Trunk Vergessenheit seines Elendes und ich verwahrloste mich selbst, zu stumpf, um noch etwas wie Selbstachtung zu besitzen.

Womit hatten wir das verschuldet? In welches Dämons Bann standen wir? Welche höllische Macht hielt uns anstatt verdienten Erfolges und heitern Lebensgenusses nur den Tränenbecher des Leides vor die lechzenden Lippen und sprach zu uns: „An diesen Tränen trinkt euch satt, kein anderes Labfal habt ihr mehr zu erhoffen!“ —

Fred hatte sich auf einen Stuhl geworfen und die Hände vor das Gesicht gepreßt. Meiner stumme Verzweiflung hatte ihn völlig ernüchtert. Heiße, brennende Zähren der Reue quollen unter seinen zudenden Fingern hervor.

Wie sinnlos startete ich immer noch auf diese zwei grauenvollen Holzfiguren, mit deren symbolischer Herabgekommenheit uns das Geschick nun voll und ganz identifiziert hatte. —

Da war mir plötzlich, als wachse dort aus den finsternen Schatten der Erde, wo unsere ärmliche Lagerstätte stand, Decamaros Mephistogestalt heraus, grinsenden Hohn in den Augen und gleich einer Erleuchtung von oben kamen mir die Worte wieder in den Sinn, welche er mir an jenem Abend entgegen geschleudert: „Ein ganzes, hoffnungsreiches Leben läßt sich auflösen, gleich einer Lichtschnuppe, in Kummer und Elend enden, wie eine verjüngende Quelle!“

Das also war es! Unsere Not und Verzweiflung, das Scheitern unseres ganzen Lebenswerkes war Decamaros Hochzeitssegens gewesen, den er uns in Gestalt des „Lumpenpärchens“ übermittelte; das war die Rache seiner verschmähten Liebe!

Könnte es einen Gott im Himmel geben, der solch teuflische Macht eines Menschen über den anderen billigte und ahnungslos geschehen ließ?

Grenzenlos wütende Empörung über den verfluchten Urheber unseres Jammers erfaßte mich. Zitternd vor Erregung ergriff ich das „Lumpenpärchen“ und mit den feierlichen Worten: „Wie ich dein Wert vernichte, Decamaro, so möge Gott dich strafen!“ — warf ich des Spaniers Meisterwerk in die Herdflammen. —

Drei Tage später kam eine entgegenkommende Antwort des Musikverlegers. — Drei Monate später hatte Fred seine sämtlichen Lieder gegen ein günstiges Pauschal und hohen Prozentanteil verkauft und drei Jahre später konnten wir mit dem Bau dieser Villa beginnen. — Decamaros Fluch war von uns gewichen.

Die Sonne war tief herabgesunken, als Frau Josefa geendet. Im Innersten ergriffen, reichte ich ihr stumm die Hand.

Da erschien das Dienstmädchen mit der Lampe und Fred, welcher sich leise davongeschlichen hatte, mit einem Berliner Zeitungsblatt.

„Die Geschichte hat noch ein Nachspiel: Da, lies!“ Sein Finger wies auf folgende lakonische Lokalnotiz:

„Gestern Abend brach in einem Atelier für Bildschnitzerei an der Charlottenburgerstraße aus unauftellbarer Ursache Feuer aus, welches rasend um sich griff und, ehe noch Hilfe gebracht werden konnte, das ganze Etablissement bis auf den Grund zerstörte. Leider wurde dabei der Besitzer und Eigentümer, Alvarez Decamaro, ein menschenstauer Sonderling, im Bemühen, noch einige seiner Lieblingsfiguren zu retten, ein Opfer der Flammen. —

„Und das geschah?“ flüsterte ich scheu.

„Denselben Abend, an welchem Josefa das „Lumpenpärchen“ vernichtete. Wir hatten das denkwürdige Datum durch den Poststempel des drei Tage später eingetroffenen Verlagsbriefes genau feststellen können. —

Eine indische Geschichte.

Ein Weiser, ein Priester, ein Krieger und ein Kaufmann gingen einst in einen Garten und lasen Früchte auf, um sie zu essen. Auch beraubten sie die Bäume. Der Gärtner kam dazu, da er jedoch allein war, wollte er sich mit den vier in keinen Streit einlassen, denn er mußte fürchten, ihrer Übermacht zu unterliegen. Er wandte sich deshalb an den Weisen und sagte:

„Seid gegrüßt, edler Herr. Als Weiser seid Ihr der Pfeiler der Religion, ein Mann, der die Verirrten und Verlorenen auf den rechten Pfad zurückführt. Ich verehere diesen Priester. Auch vor dem Krieger habe ich große Achtung. Wenn Männer wie sie und Ihr in meinen Garten kommen, so bringt es mir Glück und Segen. Aber was will dieser Kaufmann? Mit welchem Rechte beraubt er das Erbteil meines Vaters? Ich weiß keines!“

„Sprach's, band dem Kaufmann Hände und Füße und warf ihn in eine Ecke. Dann trat er zu dem beraubten Krieger und sagte: „Deine beiden Begleiter sind achtungswerte Männer; sie mögen diesen Garten als ihr Eigentum betrachten, obwohl ich die Abgaben davon bezahle, aber wer gibt dir ein Recht, ihn zu beschulen?“ Damit ergriff er ihn, band ihn und warf ihn auf die Seite, dann sagte er zu dem Weisen: „Alle Welt ist voll Ach-

tung für die Weisen; auch ich verehere sie, aber du, der du auf dein Wissen pochst, weißt du nicht, daß es ein Verbrechen ist, einen fremden Garten zu berauben? Wozu dient dir deine Weisheit? Geht es dir nicht wie dem Esel mit den Büchern?“

Nach diesen Worten ergriff er den Weisen beim Bart und band ihm Hände und Füße, dann wandte er sich an den Priester:

„Höre mich, du willst ein Priester sein, aber du entehrst deine Würde! Keinesfalls hat dir der Prophet erlaubt, über fremdes Eigentum zu verfügen!“

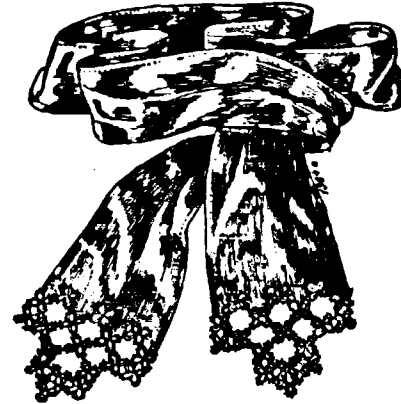
Nach diesen Worten knebelte er auch den Priester; die vier Diebe ließ er erst frei, als sie ihm ein Lösegeld bezahlten.

Die Moral dieser Geschichte: Wenn man beim Damenspiel die Steine trennt, sind sie verloren! f.

Fürs Haus

Krawatte mit Fribolitätenarbeit.

Je nach Belieben fertigt man diese 10 Zentimeter breite und circa 120 Zentimeter lange Krawatte aus welchem oder farbigem Leinen, Batist oder Seide und wählt dann dementsprechend auch das Material für die in Fribolitätenarbeit auszuführenden Enden in Garn oder Gordonnetseide. Beide Enden erfordern jedes 18 Sternchen, die im Laufe der Arbeit aneinandergeschlungen werden; jedes einzelne Sternchen setzt sich aus vier Ovalen zusammen, außer dem Sternchen,



welches die Spitze der beiden Enden bildet, dieses besteht nur aus drei Ovalen. Man arbeitet mit einem Schiffchen: vier Doppelknoten, fünfmal je ein Pilot und einen Doppelknoten, ein Pilot und vier Doppelknoten; jedes folgende Oval wird nach den ersten vier Doppelknoten an das letzte Pilot des vorigen Ovals angeschlungen, zum Schluß den Faden vernähnen. Die fertig gearbeiteten Enden werden oben an die Krawatte anlangquert und diese an den Langseiten schmal gekäumt.

Unsere Bilder

Eine neue Brücke über den Nil. Ein neues Zeugnis von der Regsamkeit der englischen Verwaltung in Ägypten legt die in jüngster Zeit vollendete Brücke über den Nil ab, die den südlichen Teil von Kairo mit der Insel Roda verbindet. Die neue Brücke ist 535 Meter lang; ihre Breite beträgt 20 Meter. Zwei englische Firmen waren mit dem Bau betraut, der insgesamt drei Jahre erforderte. Die Brücke hat vierzehn Bogen, darunter einen beweglichen Doppelbogen, der durch elektrische Kraft berart um seinen Pfeiler gedreht werden kann, daß zu beiden Seiten des letzteren eine je 24 Meter breite Durchfahrt für Rilschiffe entsteht. Um die Festigkeit der neuen Brücke zu erproben, wurden, ehe sie dem Verkehr übergeben wurde, zwanzig Wagen der elektrischen Straßenbahn, zwanzig mit Sand gefüllte Wagen, zwanzig mit Wasser gefüllte Sprengwagen und acht Straßenwalzen auf ihr konzentriert. Mit diesem ungeheuern Gewicht wurde im Laufe eines Tages ein Bogen nach dem andern belastet; hierauf ließ man die sämtlichen Fahrzeuge gleichzeitig mit großer Geschwindigkeit über die Brücke fahren. Das Resultat dieser gewaltigen Belastungsprobe war vollkommen befriedigend, und es konnte daher in der ersten Hälfte des Dezember vorigen Jahres die Einweihung stattfinden, an welcher der Khedive teilnahm. Die Kosten der Brücke betragen vier Millionen Mark. Die Insel Roda spielt in der Geschichte Ägyptens seit uralter Zeit eine bedeutungsvolle Rolle. Auf ihr soll nach der Ueberlieferung die Tochter des Pharao den neugeborenen Moses in seiner Wiege aufgefunden haben. An der Südspitze der Insel steht der berühmte Nilmesser (Nilnas), der im Jahre 847 aufgestellt worden ist; er wird beständig von einem besonderen Aufseher kontrolliert, der vom 1. Juli ab täglich in Kairo die von ihm festgestellte Wasserhöhe austruft.

Mai. Mai! Welch jubelnder Klang liegt in dem Wörtchen verborgen! Siegreich hat der Frühling die Nacht des Winters gebrochen, und unter hellem Vogelgesang, inmitten lachenden Sonnenscheins und duftiger Blütenpracht hält er seinen Einzug. In sinniger Allegorie hat der Maler unseres Bildes diesen Einzug dargestellt, indem er die liebliche Kindergruppe schuf. Diese Menschenknospen — verkörperte Sonnenstrahlen, sorglos und fröhlich wie die Vögelin auf den Zweigen — sind sie nicht so recht das Sinnbild des irdischen Lebensfrühlings? Gleich nicht die Kindheit dem wonnigen Mai? Wie es in den jungen Seelen blüht und treibt, wie sich Geist und Herz entfalten — das ist so wunderbar wie das Werden und Erwachen der Natur. Wohl dem, der einen offenen Blick für beides hat! Wohl dem, der

dazu beiträgt, daß die Frühlingszeit der Kinder — ihre Jugend — so sonnig, so wonnig sei wie der Maienmonat, denn nur zu wahr ist das Dichtervort: „Des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder!“

Das Spielwerk vom Münchener Rathausdurm. Im Turm des neuen Rathauses in München sind jetzt die mechanischen Spielwerke in Tätigkeit gesetzt worden. Sie werden durch elektrische Kraft betrieben und umfassen das Glöckenspiel, das Turnier und den Schächlertanz. Erdacht und ausgeführt sind sie von dem Rathausbaumeister Professor Hauberrisser. Die beiden Abbildungen zeigen die Außenseite und einen Teil der Inneneinrichtung.

Das Dr.-Brehmer-Denkmal in Breslau. Für den 1881 verstorbenen Begründer der modernen Lungenheilkunde Dr. Hermann Brehmer, den weltbekanntesten Leiter der von ihm ins Leben gerufenen Görbersdorfer Heilanstalt, wurde kürzlich vor dem städtischen Krankenhaus zu Breslau ein Denkmal enthüllt, eine Perle, die der Berliner Bildhauer Becker modelliert hat.

Wirkl. Geh. Rat Professor Dr. Eduard Zeller. Der Rektor der deutschen Philosophen, Professor Dr. Eduard Zeller, starb in Stuttgart im Alter von 94 Jahren. Als Zeller seine „Philosophie der Griechen“ geschrieben hatte, war sein Ruhm begründet. Weit über die deutschen Grenzen hinaus wuchs sein Name und brachte ihm ein an Erfolgen reiches Leben. Am 22. Januar 1814 zu Kleinbottwar in Württemberg geboren, studierte er zuerst Theologie in Tübingen, um sich schließlich ganz der Philosophie zu widmen. Er habilitierte sich dort auch als Privatdozent und lehrte als solcher später in Bern und Marburg. 1862 wurde er Professor der Philosophie in Heidelberg und im Jahre 1872 in gleicher Eigenschaft nach Berlin berufen. Hier erfreute er sich eines ganz besonderen Wohlwollens der Kaiserin Friedrich und erhielt noch zu seinen Lebzeiten neben dem Denkmal der Kaiserin im Tiergarten seine Porträtbüste gesetzt. Im Jahre 1894 zog sich der hochbetagte Philosoph von seiner Lehrtätigkeit zurück und siedelte nach Stuttgart über.



Sein Standpunkt.
„Könnten Sie sich wohl ausmalen, Herr Referendar, wie das wäre, wenn wir uns beide beträten?“
„Nein, gnädiges Fräulein, bin leider kein Vater!“

Gemeinnütziges

Kaffee wird, wenn er mit weichem, süßlich schmedendem Wasser gebrüht werden muß, an Wohlgeschmack gewinnen, sobald eine Prise Salz zwischen den gemahlenen Kaffee gemengt wird.

Gegeu Heiserkeit der Kanarienvogel gibt man Honig, auch Zuckersirup mit Lakritzenguzaf. Das Trinkwasser darf nicht kalt sein. Sind die Nasenlöcher verstopft, so pinselt man sie, ebenso den Rachen, mit Salzsäurelösung (1 : 500 warmes Wasser) ein. Die Luft soll wohl warm, aber nicht trocken sein; eventuell ist durch Zerstäuben von Wasser für die nötige Luftfeuchtigkeit zu sorgen.

Bersäimmelnnde Zitronen sind, wie sich durch einen Zufall gezeigt hat, ein gutes Mittel zur Vertreibung der Ameisen. Wahrscheinlich ist die Wirkung auf den entsetzenden Geruch nach Schwefelwasserstoff zurückzuführen.

Bei Turckfall der Kähler gebe man Weißbrot oder Maiskörner in Rotwein aufgelöst.

Reiderbüchsen reinigt man durch Abreiben auf einem Stück Papier, das über eine Tischkante gelegt wird, dieses nach und nach weiter schiebend, bis sich kein Schmutz mehr abreiben läßt.

Majoranfamen muß sehr weit gesät werden; denn der Samen ist sehr fein und wenn auch ein hoher Prozentsatz nicht aufgeht, so besteht doch stets die Gefahr des zu engen Säens. Auch muß man sich bestreihen, die Saat in recht feine Erde zu bringen und recht dünn und mit gestiebter Erde zu bedecken, da sie andernfalls erstickt.

Säen der Balsaminen. Die Aussaat der Balsaminen hat in einem warmen Mistbeete oder im Zimmer zu geschehen. Die zu verwendende Erde sei recht locker. Man kann Balsaminen sogar in Sägemehl säen oder kann solches mit unter die Erde mischen. Nach dem Aufgehen sind aber die in reines Sägemehl gesäeten Balsaminen in lockere und nahrhafte Erde zu pflanzen.

Auflösung
Da | le
No | sen

Allerlei

Nicht Hörend. Student (der eine Wohnung mieten will): „Also, Sie haben ein kleines Kind, schreit das nicht manchmal!“ — **Wirtin:** „Ja, aber nur nachts, mein Herr!“ (Lustige Gesellschaft.)

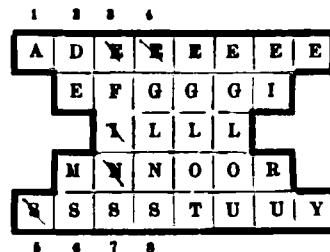
Sut gegeben. Herr (der einem Bettler einen Pfennig gibt): „Nicht wahr, Sie haben auch mal bessere Tage gesehen?“ — **Bettler:** „Ja wohl, lieber Herr! Ich hab' noch die Zeiten mitgemacht — wo uns fast jeder wenigstens fünf Pfennige gegeben hat!“

Ältere Jahrgänge. Dem Vater von sieben Töchtern leuchtete das Gesicht vor Freude, als ihm gesagt wurde, im Salon sitze ein Freiersmann und unterhalte sich mit den Mädchen. „Was ist sein Geschäft?“ fragte er, sich nervös die Hände reißend. „Weinhändler,“ antwortete die Mutter. „Weinhändler? Dem Himmel sei Dank!“ rief der Vater aus. „Er wird sicher einem der älteren Jahrgänge den Vorzug geben.“

Was ein Souverän nie sagen darf. Napoleon I. ließ sich eines Tages von dem französischen Dramatiker Legouvs dessen Schauspiel „Heinrich IV.“ vorlesen. Alles darin gefiel ihm, mit Ausnahme eines einzigen Verses. Heinrich IV. sagt nämlich in einer Szene zu seinem Rüstler: Cully: „Ich zittere!“ — Das Wort ist unmöglich,“ rief Napoleon, „Sie müssen es streichen!“ — „Sire,“ erwiderte der Dichter, „die Angst Heinrichs ist historisch.“ — „Gleichviel,“ entgegnete der Kaiser, „das Wort muß gestrichen werden. Ein Souverän kann wohl Furcht haben, sagen darf er es aber niemals!“

Trauriges Mittel. Als im Jahre 1528 — so erzählt eine alte Chronik — Meister Hans, der Scharfrichter Berlins, am Gründonnerstag am schwarzen Kloster, der späteren Domkirche auf dem Schlösslage, zum Sakrament hat gehen wollen, und vor der Kirchentür drei Bettler in Mulden sitzen gesehen, als hätten sie keine Füße, hat er es Kurfürst Joachim I. berichtet und gebeten, dieser möge ihm erlauben, daß er ein Werk der Barmherzigkeit an ihnen tun und sie wieder gesund machen dürfe. Darauf hat er am folgenden Tag, mit Erlaubnis des Kurfürsten, nach vollendeter Passionspredigt, als das Volk aus den Kirchen gegangen, sich zu den Bettlern begeben mit zwei Knechten, deren jeder eine gute Knotenpeitsche, von Striden gemacht, unter dem Kleide verborgen getragen, und als die Bettler vermeinten, sie würden eine Gabe von ihm empfangen, wie den vorigen Tag geschahen, da hat er seine Knotenpeitsche hervorgezogen, dem einen Bettler einen guten Streich gegeben, desgleichen auch die beiden Knechte den beiden andern Bettlern, daß ihnen der Staub aus den Mitteln gestoben ist. Als auf ihr Bitten kein Verschonen gewesen, da haben sie ihre Messer zur Hand genommen und die Stride zerschneiden, sind aus den Mulden gesprungen und haben Reißaus genommen, welchen der Henker samt seinen Knechten eine gute Strecke mit großem Gedränge das Geleite gegeben. Darüber hat der Kurfürst sehr gelacht und zum Henker gesagt: „Kamst du Krüppel und Lahme gehend machen, so muß ich dich bester zu Rat halten!“ Und hat seit dieser Zeit Meister Hanssen sogar Zutritt zu sich gegeben. T.

Auflösung
Da | le
No | sen



Aufgabe.

Sind die Buchstaben in nebenstehender Figur richtig geordnet, so ergeben die schrägen Reihen Wörter von fünf Buchstaben von folgender Bedeutung: a) Von links oben nach rechts unten: 1) Eine Stadt in Westfalen. 2) Eine Stadt in Währen. 3) Ein Metall. 4) Einen Fluß in Spanien und Portugal. b) Von links unten nach rechts oben: 5) Einen deutschen Dichter. 6) Eine Stadt in Schweden. 7) Einen Arm des Rheins. 8) Ein Schneidewerkzeug. — Sind die richtigen Wörter gefunden, so ergibt die dritte wagerechte Reihe einen Vornamen. Julius Falck.

Logogramm.

Manch Rädglein ist's mit M genannt.
Mit P ist's Stadt im deutschen Land.
Julius Falck.

Homonym.

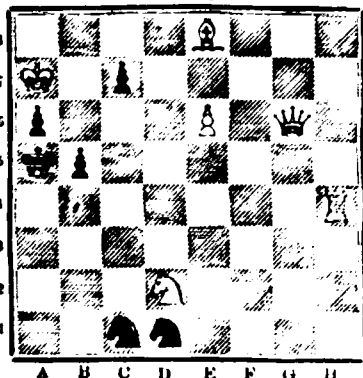
Es zeigt mich des Gebirges Rücken.
In andern Sinn kann ich bedrücken.
Es muß mit mir ein Tier arbeiten.
Viel Schiffe unter mir hingleiten.
Julius Falck.

Silberrätsel.

1—2.
Wißt du mich recht schnell erranden.
Such' mich, wo kein Licht zu finden.
2.
Majestätisch hoch ins Blaue.
Schwing' ich mich aus Wald und Aue.
4.
Ich dien' als Waffe manchem Tier;
Ein Instrument auch nenn' ich die.
1—4.
Als hoher Berg bin ich bekannt,
Im schönen, freien Schweizerland.
Wollta Berg.
Auflösung folgt in nächster Nummer.

Problem Nr. 82.

Aus dem 1. Portug. Nationalturnier des „Tiro e Sport“ (2. Preis).
Von F. José Ramos.
Schwarz.



Weiß.
Ratt in 2 Zügen.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Logogramms: Cate, Ose. — Des Anagramms: Meer, Meter.
Des Silberrätsels: Hart ist die Schule der Erfahrung.

Alle Rechte vorbehalten.

Strahlend tiefer sinkt der Sonnenball,
Wie vergoldet dehnt das Meer sich weit,
Und ich geh', umweht von Licht und Schall,
Durch die hehre schöne Einsamkeit.

Büchertisch.

Die Vorboten der Reformation. Unter dieser Spitzmarke lesen wir über Ulsteins Weltgeschichte, Heft 10—16, nachstehendes: Ueber anderthalb Jahrtausende herrschte das Papsttum uneingeschränkt über die Christenheit, alle gegen seine Inkarnation gerichteten Bestrebungen siegreich zurückweisend. Erst gegen Ende des Mittelalters zogen sich schwere Wolken gegen die Papstkirche zusammen. Als erbitterter Gegner gegen St. Peters stolze Nachfolger erhob sich der Engländer Johann Wiclef. Er erkannte nur die „Heilige Schrift“ als Norm an, verlangte von den Dienern der Kirche ein Leben in apostolischer Armut und Demut, verurteilte deshalb aufs schärfste jeden weltlichen Besitz der niederen und höheren Geistlichkeit. Seine reformatorischen Ideen wurden von Fuß aufgenommen und zum Teil praktisch durchgeführt. Freilich, Fuß selbst mußte seinen Widerstand gegen die bestehende kirchliche Ordnung mit dem Tode büßen, aber die Bewegung, die sich auf seine Lehren stützte, nahm zunächst in seinem Heimatland Böhmen einen gewaltigen Umfang an und gefährdete zeitweilig aufs äußerste die Existenz des Papsttums. Wie der belaupte Leipziger Kirchenhistoriker Professor Dr. Krieger ausführlich in Ulsteins Weltgeschichte schildert, verlangten die Hussiten Einziehung der reichen Kirchengüter durch die weltliche Gewalt, Zurückführung der Geistlichen zu einem apostolischen Leben, Bestrafung und Ausrottung aller öffentlich Anstoß gebenden Sünden, Beseitigung aller Sagenen, die der „Heiligen Schrift“ nicht entsprachen. Zum erstenmal in der Geschichte kündigte ein ganzes Volk der Hierarchie den Gehorsam auf, sagte sich völlig los vom Papsttum. Der erste Versuch, diese Bestrebungen zu unterdrücken, entflammete die Hussiten zum heiligen Kriege. Griffen sie anfangs nur zum Schutz ihres Glaubens zu den Waffen, so sahen sie ihre Aufgabe bald noch weiter. Sie glaubten, den Krieg in die Nachbarländer tragen zu müssen, um auch hier das „Reich Gottes“ aufzurichten und die Einheit der Kirche herzustellen. Ueberall waren ihre Sendboten anzutreffen, überall ihre Manifeste und „Regerbriefe“, die den Abfall vom Papsttum forderten und gleichzeitig dem leidenschaftlichen Sehnen nach einer „heiligen, göttlichen Einigung“ Ausdruck gaben. —

Andreas Hofer. Im nächsten Jahre werden es hundert Jahre, die seit dem fähnen Aufstand der Tiroler zur Abschüttelung der Fremdherrschaft verfloßen sind. Die Helbengestalt des Führers Andreas Hofer und die Ereignisse jener Zeit hat die Schriftstellerin Louise Wühlbach in einem Roman verarbeitet, der jetzt in der Roman-Zeitung „Heimat und Fremde“ aus Anlaß der bevorstehenden Jahrhundertfeier erscheint. Der Abonnementspreis auf die genannte Zeitung ist ein außerordentlich niedriger, nur 25 Heller monatlich. Man bestellt bei der nächsten Buchhandlung oder Postanstalt oder bei dem Verlage von Hermann Schoenfeld, Dresden-A. 4.

„**Neueste Erfindungen und Erfahrungen**“ auf den Gebieten der praktischen Technik, der Elektrotechnik, der Gewerbe, Industrie, Chemie, der Land- und Hauswirtschaft etc. XXXV. Jahrgang 1908 (A. Hartlebens Verlag, Wien). Pränumerationspreis ganzjährig für 13 Hefte franko 9 K — 7 M. 50 Pf. Einzelne Hefte für 72 h — 80 Pf. Unerreichte Reichhaltigkeit, wertvolle, moderne, eigene Erfahrungen aus allen Betrieben, praktische Anleitungen zu Erwerb und Gewinn — das sind die Vorzüge dieser reich illustrierten Zeitschrift. Nützlich im praktischen Leben für jedermann, unentbehrlich für alle, die mit der Zeit fortschreiten wollen, sind die „Neuesten Erfindungen und Erfahrungen“, die bereits im XXXV. Jahrgange erscheinen.

„**Die Wiener literarischen Mitteilungen**“. Das soeben erschienene Maiheft, mit dem der neue XX. Jahrgang eingeleitet wird, ist ganz danach angetan, die höchsten Erwartungen der Abonnenten und Leser noch zu treffen. Aus dem Inhalte der Nummer sei nur das in die Augen Springendste angeführt: eine von Rudolf Jaujal verfasste Charakteristik des bekannten schlesischen Romanschriftstellers Paul Keller (mit Bild), ferner sehr eingehende Kritiken über Otto Ernsts „Semper der Jüngling“ (Erich Schönwald), Einzleys „Jalobus und die Frauen“ (Leopold Hörmann) und Bartsch' „Jwölz aus der Steiermark“ (Leo Smolle). Daneben finden wir noch Beiträge in Poesie und Prosa von: Stephan Milow, Hermann Hango, Wolfgang Wadjera und Franz Christel. Eine Rubrik: „Neue Stimmen“, will fortlaufend auch jüngere Talente zu Worte kommen lassen; diesmal sind mit hübschen Versen vertreten: Karola Baronin Wulchmann, Josef Reisinger und Albin Schanil. Eine Anzahl kleinerer Buchbesprechungen und Notizen aus Kunst und Literatur sowie ein ausführliches Verzeichnis neuer Erscheinungen in deutscher, französischer und englischer Sprache vervollständigen den Text zu einem einheitlichen Ganzen. Das Abonnement auf die „Wiener literarischen Mitteilungen“ (jährlich 12 Hefte) kostet bloß 3 K und kann aus allerwärts empfohlen werden. Probehefte versendet aber Verlangen der Verlag R. Lechner (Wily. Müller), Wien, I. Graben 31, überallhin kostenlos.

Letzte Neuigkeiten.

Der Polizist und der Marktaufseher — Diebe. Ueber unsere Gemeindepolizei ist schon viel geschrieben worden. Daß alle diese Berichte wenig Lob enthielten, dagegen viel Tadel, ist in der Natur der Sache begründet. Eine Polizei, die von Amts wegen zur Disziplinslosigkeit angeleitet wird, indem von ihr entweder absolute Protektion oder brutale Verfolgung verlangt wird und parteitendenzlose Haltung während wichtiger Epochen — eine solche Polizei kann niemals die ihr anvertrauten Pflichten erfüllen. Das Sprichwort: „Wie der Herr, so der Knecht“, muß innerhalb eines solchen Korps zur Geltung kommen. Daß dem so ist, haben wir während der vergangenen Gemeindevahlen gesehen. Die herrschende Unordnung und Zügellosigkeit haben den Charakter dieses Wahlkörpers genügend gekennzeichnet. In jenem traurigen, von brutalen Vorkommnissen erfüllten Zeitabschnitte haben vier Wachleute auf dem Montegrando die Flucht ergriffen, als eine blutige Kauferei ausbrach, und dadurch einem Mord Vorschub geleistet; während der Anwesenheit von Gemeindepolizisten wurden Personen blutig geschlagen, ein Sturm auf die Druckerei des „Bolaer Tagblatt“ unternommen, und während die Wachen durch die Rayons der Stadt patrollierten, besudelten nichtswürdige Personen hunderte von Häusern mit Wahlschriften, ohne daß eines jener Subjekte in die Hände der Hüter der Sicherheit und öffentlichen Ordnung gefallen wäre. Nach den Wahlen, speziell von jenem Momente an, da verlautete, daß Bola Staatspolizei erhalten solle, ist über die Gemeindepolizei nichts mehr geschrieben worden. Nicht, daß sie sich gebessert hätte! Vielmehr aus dem Grunde, weil es sich nicht verlohnt, einem abgetanen Schädling Fußritte zu versehen. Die Geschichte, die in den letzten Tagen hier aufgedeckt wurde, ist aber der Veröffentlichung wert... Seit längerer Zeit wurden in der städtischen Markthalle verschiedene Diebstähle konstatiert, die sich auf Gegenstände aller Art erstreckten. Selbwaren, Fleisch, Obst, Geld, kurz alle erdenklichen Dinge, die in einer Markthalle zu finden sind, kamen abhanden. Sämtliche eingeleitete Untersuchungen förderten nichts Entsprechendes zutage. Bis es in den letzten Tagen der Zufall wollte, daß sich der Verdacht auf einen städtischen Polizisten und einen der Aufseher in der städtischen Markthalle lenkte. Der Verdacht verdichtete sich dermaßen, daß sich die Polizei veranlaßt sah, bei dem betreffenden Wachmanne und bei dem Marktaufseher Hausdurchsuchungen vorzunehmen, die dennoch ein überraschendes Resultat zutage förderten: Nicht nur Gegenstände verschiedener Art, die unbedingt der Markthalle entstammen, wurden gefunden, sondern auch Gelbbeträge, deren rechtliche Provenienz nicht erwiesen werden konnte, sind beschlagnahmt worden. Gegen die beiden Amtsborgane, die, in geschäftlicher Freundschaft verbunden, die Diebstähle in Kompanie verübten, wurde die Strafanzeige erstattet. Die Herren sind natürlich auf freiem Fuße belassen worden. (Das mit dem „Inhaftieren“ und „auf freiem Fuße belassen“ hat hier überhaupt eine eigene Bewandnis. Ein armer Teufel, der z. B., wie dies hier vorkam, am Weihnachtstage ein Fäßchen mit Wein in unrechtmäßiger Weise ansticht, wird arretiert und in den Kotter gesperrt. Leute, die sich weit größerer Vergehen, sagen wir, Verbrechen zu schulden kommen lassen, werden nach kurzem Verhöre freigelassen. So geschah es denn kürzlich, daß Einer, der gestohlen hatte und dann freigelassen worden ist, den nächsten freien Tag zu einem bedeutenderen Diebstahl benützte. Ueber diese Sache scheint man sich bei der hiesigen städtischen Polizei nicht recht klar der Korrupte zu sein. Das bewiesen am besten die in der Chronik der Stadt verzeichneten Geschichten von den vielen, die entweder aus Unverständnis, protegierender „Gutmütigkeit“ oder infolge der Winke von oben mehr oder weniger unbehelligt blieben, und von jenen, die, arme ungeschickliche Narren, von der hiesigen Polizei, respektive von der früheren Bezirksgerichtsbehörde monatelang im Arreste zurückbehalten wurden.) Das Ereignis, Leute, die mit der Wahrung gesetzlicher Interessen betraut sind, als Diebe angeklagt zu sehen, ist nicht alltäglich. Es ist aber erklärlich. Wenn wir uns rech. erinnern, sind während des

früheren Kommandos der städtischen Polizei wiederholt Wachleute an kompetenter Stelle zur Anzeige gebracht worden, weil sie sich unqualifizierbarer Vergehen schuldig gemacht hatten. Diese Anzeigen sind nicht berücksichtigt worden. Es ist deshalb nicht verwunderlich, daß sich derartige ereignen konnte. — Eine Kritik ist überflüssig. Es bleibt nur der Wunsch, daß die Staatspolizei sobald als möglich eingeführt werde. Solange wir die Staatspolizei nur auf dem Papier besitzen, wird es nicht besser werden.

Theater. Gestern wurde im hiesigen Theater die französische Operette „D'Artagnan“ aufgeführt, die den Helden des Dumasschen Romans: „Die drei Musketiere“, zum Gegenstande hat. Das italienische Publikum nahm die Darbietungen der Gesellschaft nicht freundlich auf. Der gering gespendete Applaus wurde meistens niedergezielt. Das auf diese Weise gefällte Urteil ist umso härter, als es sich um eine Gesellschaft handelt, die erst im Werden begriffen ist. Sie bietet allerdings nichts Hervorragendes, aber die Leistungen sind erträglich. — Heute: „Die Prinzessin von Monaco.“

Vorträge über Körperkultur. Gestern hat Herr Detaine seine Vorträge über „Körperkultur“ im hiesigen Gymnasium begonnen. Es fehlt heute an Raum, um eine vollwertige Kritik veröffentlichen zu können. Es sei vorläufig nur so viel gesagt, daß Herr Detaines Muskulatur ein bereites Zeugnis ablegt von der Vortrefflichkeit des Systems, dem er das Wort redet. Morgen mehr davon. — Die öffentlichen Vorträge Herrn Detaines finden Mittwoch und Donnerstag im Hotel „Belvedere“ statt. Kartenvorverkauf in der Schrinnerischen Buchhandlung (C. Mahler).

Die Affäre Eulenburg. Fürst Eulenburg wurde auf seinem Schlosse wegen *Meineide* verhaftet. (Der Fürst hat während eines Prozesses, den Fürst Bülow wegen des Vorwurfes, sich homosexuell betätigt zu haben, gegen einen Redakteur anstrenge, geschworen, daß er nie etwas verübt habe, was den Vorwurf aktiver Homosexualität in sich schloffe. Der Münchner Prozeß Harvens hat das Gegenteil bewiesen.)

Ein weiblicher Blaubeer. Wir haben im gestrigen Blatte unter diesem Titel über die amerikanische Massenmörderin Guinneß berichtet. Ueber den weiteren Verlauf der Affäre meldet der Draht vom 10. d.: Im Expresszug von Chicago nach New-York wurde in der Station Utica im Schlafwagen eine Frau verhaftet, von der die Polizei annimmt, daß sie mit der Massenmörderin aus Laporte, Mrs. Belle Guinneß, identisch sei. Die Verhaftete leugnet diese Identität sehr energisch und behauptet, sie sei die Witwe eines wohlangeesehenen Arztes aus Chicago.

Übungen der Donauflottille. Mit 15. d. wird die Donauflottille, bestehend aus den Monitoren „Temes“ (Kommandant: Linienfahrleutnant Otto Devez), der zugleich Gruppenführer der Flottille ist, und „Bodrog“ (Kommandant: Linienfahrleutnant Masjon) sowie den Patrouillenbooten „A“ (Kommandant: Linienfahrleutnant v. Lang und „C“ (Kommandant: Linienfahrleutnant Freiherr v. Leueghow) in Dienst gestellt. Das letztbezeichnete Patrouillenboot hat Motorbetrieb. Die Flottille wird zuerst eine Übungsfahrt auf der unteren Donau bis Orsova machen und befährt auch die Theiß bis Szegedin. Bei diesen Fahrten werden auch kombinierte Übungen im Vereine mit Land-

truppen durchgeführt. Eine solche Übung wird auch bei Klosterneuburg stattfinden. Die Flottille dürfte gegen Ende nächsten Monats in Wien eintreffen. Von dort setzt die Flottille die Bergfahrt nach etwa zwei- bis dreitägigem Aufenthalte fort. Auf der Rückfahrt nimmt die Gruppe abermals in Wien Aufenthalt. Nach Absolvierung von Schießübungen, die voraussichtlich bei Semlin stattfinden werden, wird die Monitorgruppe um Mitte August außer Dienst gestellt.

Beilage. Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt der Firma August Sirk aus Wien bei, auf welchen wir hiermit die P. T. Leser aufmerksam machen.

Drahtnachrichten.

Blutige Zusammenstöße in Bulgarien.

Sofia, 10. Mai. (R.-B.) Anlässlich der den Sobranjewahlen gewidmeten Agitationsreise des Exministers Genadiew, Chef der Stambulompartei, kam es in Warna zu einem blutigen Zusammenstoß zwischen Stambulowisten und Anhängern der sozialistischen Partei. Der Zusammenstoß artete zu einer Revolverkampfe aus. Genadiew wurde verwundet. Es mußte Militär requiriert werden, um die Unruhe zu verhüten.

Budapester Rennen um den Königspreis.

Budapest, 10. Mai. (R.-B.) Bei dem heutigen Rennen um den Königspreis wurde Springers „Peregrin“ Erster, Egedis „Fantome“ Zweite und Kotschilbs „Koterstadt“ Dritter.

Enthüllung eines Bismarckdenkmals.

Frankfurt a. M., 10. Mai. (R.-B.) Heute fand hier in feierlicher Weise die Enthüllung eines Bismarckdenkmals statt, das seinen Standplatz auf der Promenade gegenüber dem Schauspielhaus fand.

Englische Wahlen.

Dunde, 10. Mai. (R.-B.) Bei der heutigen Erjagwahl ins Unterhaus erhielten der Liberale Winston Churchill 7079, der Unionist Baxter 4370, das Mitglied der Arbeiterpartei Stuart 4014 und der Temperenzler Serymgesu (?) 655 Stimmen.

Erdbeben in Catania.

Catania, 10. Mai. (R.-B.) In einem Marktstücken des Distriktes Acireale sind gestern mehrere Häuser durch einen sehr starken Erdstoß schwer beschädigt worden. Einige Mauern sind eingestürzt. Menschenleben sind nicht zu beklagen.

Der neue mazedonische Gendarmeriekommandant.

Konstantinopel, 10. Mai. (R.-B.) General Graf Robitant ist hier eingetroffen. Er fuhr sofort mit dem ersten italienischen Vorschafstbrigaden in den Pindos, um sich anzumelden.

Bischofsweihe.

Rom, 10. Mai. (R.-B.) Der Kardinal nahm heute unter großer Assistent zahlreicher Prälaten im Petersdom die Bischofsweihe des apostolischen Delegaten in Konstantinopel, Monsignore Sardj, vor.

Kaiserjubiläumspapier in Kartons mit Kaiserbild

zu haben in Pola nur bei Josef Krmpotic, Zentrale Piazza Carli 1 und in der Filiale, Via dell' Arsenale 13.